

Alfred Hitchcock Die drei
???
Späte Rache



Kosmos

Die drei ??? Späte Rache

»Wir haben Peter! Er muß für alles bezahlen!« Ein anonymer Brief schreckt Justus und Bob auf. Eigene Nachforschungen nach dem Schicksal ihres Zweiten Detektivs bleiben ergebnislos, deshalb wenden sie sich hilfesuchend an die Polizei von Rocky Beach. Ihr Freund Inspektor Cotta schlägt vor, einen Polizeipsychologen hinzuzuziehen. Er soll aus dem Bekennerschreiben Hinweise auf den Charakter des Täters herauslesen. Und tatsächlich kommt der Experte zu einem überraschenden Schluß: Hinter der Entführung steckt ein lange zurückliegender Fall der drei Detektive.

Justus und Bob durchforsten sofort ihr umfangreiches Archiv. Denn die Zeit läuft ...

Alfred Hitchcock

Die drei ??? Späte Rache

erzählt von

Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer

Franckh-Kosmos

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Henkel-Waidhofer, Brigitte Johanna:

Die drei ??? – Späte Rache / erzählt von Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer. Alfred Hitchcock. –

Stuttgart: Kosmos, 1996

ISBN 3-440-07058-1

© 1996, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co., Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07058-1

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Die Angst im Nacken

Der Discjockey drehte auf bis zur Schmerzgrenze. Der Rhythmus der Musik steigerte sich bis zum rasenden Beat. Peter setzte sein Glas auf der Theke ab und nickte Kelly zu. Mit halb geschlossenen Augen bewegte sie sich im Rhythmus des Techno-Hits auf der Stelle. Ab und zu schüttelte sie selbstvergessen den Kopf, so daß ihre schulterlangen Haare um Mund und Stirn flogen. Auf der Tanzfläche wogte eine Menschenmenge. Die meisten hatten die Arme hoch hinaufgereckt und schnipsten mit den Fingern, und über das ganze tanzende, singende, johlende Getümmel hinweg zuckten die bunten Blitze rotierender Scheinwerfer.

»The Red Devils!« brüllte Peter in Kellys Ohr.

»Ich weiß!« schrie sie zurück. »Deine Lieblingsband!«

Sie glitt vom Stuhl, nahm seine Hand und zog ihn zur Tanzfläche. Sich in das Menschenknäuel hineinzudrängen wäre aussichtslos gewesen, also blieben sie am Rand stehen.

Der Boden unter ihnen schien zu vibrieren, sie spürten das Wummern der Bässe am ganzen Körper, und ihre Lippen begannen das Lied der Roten Teufel vom blauen Planeten Erde wie von selbst mitzusummen. Peter ließ sich vom rasenden Pulsschlag der Musik mitreißen. Selbst die Knüffe, die ihm ein ausgelassener Nachbar versetzte, spürte er nicht.

Als Kelly ihm das erste Mal auf den Fuß trat, bekam er nichts davon mit. Beim zweiten Mal glaubte er, es sei ein Versehen.

Nach dem dritten sanften Tritt öffnete er die Augen. Kelly hatte aufgehört zu tanzen und hielt ihrem Freund lächelnd die Armbanduhr unter die Nase. »Hey! Komm wieder zurück!«

Peter beugte sich über das Zifferblatt und erschrak. Es war fast elf Uhr. Er hatte seinen Eltern hoch und heilig versprochen, um halb zwölf daheim zu sein. Schließlich mußten die paar Schultage bis zum Ferienbeginn noch mit Anstand über die Bühne gebracht werden, und Kelly hatte Mrs. Shaw am Telefon ihr großes Ehrenwort gegeben, daß der Filius nicht wieder so spät nach Hause

kommen würde wie an den letzten beiden Abenden. Peter war nämlich seit einiger Zeit ständig in der neuen Disco von Rocky Beach anzutreffen.

Im ersten Moment wollte er den Arm mit der lästigen Uhr beiseite schieben. Aber dann sah er den freundlichen, unerbittlichen Ausdruck in Kellys Gesicht. Wenn sie den aufsetzte, das wußte er, hatte Widerspruch wenig Sinn. Der Song vom bedrohten Globus dröhnte seinem Ende entgegen, und Peters temperamentvoller Nebenmann rammte ihm ein letztes Mal den Ellbogen in die Seite.

Resigniert zuckte er die Achseln. »Na schön!« brüllte er. »Der Klügere gibt nach.«

Sein Nachbar drehte sich zu ihm um. »Bist du sicher, daß du das bist?« fragte er mit einem unverschämten Grinsen.

Peter verkniff sich eine Antwort. Er nahm Kellys Hand und zog seine Freundin hinter sich her zum Ausgang. Sie stiegen die Treppe hinauf und passierten zwei dick gepolsterte Türen, ehe sie auf die Straße kamen. Über ihnen funkelte ein gewaltiger Sternenhimmel. Peter brauchte etwas Zeit, um sich an die unwirkliche Stille zu gewöhnen. Weit entfernt drang gedämpft der Techno-Sound herüber. Ein Motorradfahrer preschte durch das Industriegebiet, in dem die Stadtväter von Rocky Beach den Bau des neuen Musiktreffs genehmigt hatten. Eine richtig große Disco mit allen technischen Schikanen, wie Peter stets hervorhob, wenn er seinem Freund Justus Jonas, einem Disco-Muffel, die Vorzüge des neuen Jugendtreffs anpries. Aber der Erste Detektiv der drei ??? zog bei diesem Thema nur verächtliche Grimassen und meinte, Peter solle lieber ein gutes Buch lesen. »Davon hast du mehr, lieber Freund«, pflegte er zu sagen und klopfte ihm dabei väterlich auf die Schulter. »Jedenfalls langfristig.«

Peter legte den Arm um Kelly und schlenderte mit ihr über die Straße zum Parkplatz. Sie zückte ihren Schlüssel, er riß die Tür des alten Ford auf und verbeugte sich, so wie übereifrige Chauf-

feure es im Fernsehen tun, wenn ihre Bosse ein- oder aussteigen. Von innen drehte sie die Scheibe herunter.

»War ein toller Abend«, schwärmte er.

»War es.« Ihr Zeigefinger berührte Peters Nase. »Schade, daß andere Jungens nicht so gut tanzen können wie du.«

Verblüfft sah er sie an. Etwas Schlagfertiges fiel ihm nicht ein.

»Wenn du Lust hast, wiederholen wir das heute in einer Woche. Okay?«

»Okay. Wäre prima.«

Sie startete, und er blieb winkend stehen, bis sie die Ausfahrt erreicht hatte. Während er zu seinem eigenen Wagen, einem MG, hinüberging, spürte er am ganzen Körper das Vibrieren der Synthie-Drums nach. Er setzte sich hinters Steuer und mußte aufpassen, daß er die ersten Kurven zwischen den Wagenreihen nicht allzu schwungvoll nahm. Es war genau zwei Minuten nach elf. In einer Viertelstunde würde er zu Hause sein. »Geradezu überpünktlich«, murmelte Peter. Er drehte das Radio auf und bekam gerade noch das Ende der Nachrichten mit. Eine große Konferenz der Vereinten Nationen in Europa war sich wieder mal nicht darüber einig geworden, was gegen die Erwärmung der Erdatmosphäre unternommen werden sollte. Peter rollte auf die Hauptstraße und hörte nur halb den Beginn der Sportnachrichten. Seine Football-Liebliche aus Los Angeles hatten haushoch gegen eine texanische Mannschaft verloren. In der Dunkelheit huschten die letzten Flachbauten des Industriegebietes vorüber. Peter knipste das Radio wieder aus, um ungestört sein Lieblingslied der »Red Devils« zu summen. Da spürte er eine Bewegung in seinem Rücken. Etwas Kaltes, Hartes bohrte sich in seinen Hals. Peter ließ das Steuer los und griff nach hinten. »Hände weg!« zischte es. »Beide Hände ans Steuer!« Sein Arm wurde nach vorn geschubst. Unwillkürlich stieg Peter auf die Bremse.

»Weiterfahren!« kam prompt das Kommando. Der Druck im Nacken verstärkte sich.

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Das würdest du bereuen!« bellte es. »Da vorn fahren wir ein Stück in den Wald.«

»Warum?« fragte Peter. »Meine Eltern warten auf mich.«

»Wenn du nicht tust, was ich dir sage, werden sie sehr lange auf dich warten.« Die Stimme war schneidend scharf. Der harte, kalte Gegenstand wurde mit Nachdruck gegen seinen Nacken gepreßt, so daß Peters Kopf ein Stück nach vorn flog.

Er beschloß nachzugeben. Sachte fuhr er wieder an und rollte weiter, bis ein schmaler Seitenpfad ins Licht der Scheinwerfer kam.

»Dort hinein!« tönte die barsche Stimme in seinem Rücken.

Peter gehorchte. Er fühlte sein Herz pochen. Nach kaum hundert Metern begann der Wald. »Anhalten!« lautete der Befehl, als sie ihn erreicht hatten. »Licht aus!«

Peter drückte auf den Schalter. Mißtrauisch zog er die Luft ein, denn plötzlich roch es sonderbar im Wagen. Etwas Weiches legte sich ihm plötzlich über Mund und Nase. *Äther!* schoß es ihm durch den Kopf. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Als das Unglück passiert war, machte Justus sich Vorwürfe, daß er nicht früher eingegriffen hatte. Dabei hatte der Tag so schön angefangen. Er begann mit einem urgemütlichen Frühstück mit Rührei, Speck und Schinken in der Küche von Onkel Titus und Tante Mathilda. Die beiden waren bester Stimmung. Onkel Titus holte sogar seine Pfeife heraus und rauchte entgegen seiner Gewohnheit schon am Vormittag.

Gutgelaunt strich er die Enden seines mächtigen schwarzen Schnurrbarts glatt und forderte Justus auf zu erzählen, was sich so alles in der Schule tat und an welchem Fall die berühmten Detektive Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews gerade arbeiteten.

Aber Justus wußte nichts Besonderes zu berichten, in der Schule lief alles wie immer. Das hieß, daß das Superhirn Justus Jonas in sämtlichen Fächern – außer Sport – nur die besten Noten ein-

sammelte, so wie andere Jungen aus seiner Klasse Briefmarken oder Bierdeckel oder die Fotos von Baseballhelden. »Und einen Fall haben wir gerade nicht«, fügte Justus hinzu.

Onkel Titus sah ihn verschmitzt an. »Das muß daran liegen«, er warf einen Blick auf die Küchenuhr und erhob sich, »daß die Gangster in und um Rocky Beach sich einfach nicht mehr trauen, etwas Böses zu tun. Und dreimal darfst du raten, warum.«

Tante Mathilda schenkte ihrem Mann einen mißbilligenden Blick. »Du solltest nicht über die Jungen spotten, Titus Jonas.« Auch sie stand auf und begann den Frühstückstisch abzuräumen. »Manchmal frage ich mich, wer erfolgreicher ist: Du mit deinem Gebrauchtwarenhandel oder die Jungs mit ihrem Detektivbüro!«

Onkel Titus tat, als habe er nichts gehört. Statt dessen begann er umständlich von dem Kunden zu erzählen, mit dem er sich in zwei Stunden in Los Angeles treffen würde.

Innerlich schüttelte Justus den Kopf. Er mochte Onkel und Tante wirklich gern, sie waren herzengute Menschen. Aber eine sonderbare Art, miteinander zu reden, beziehungsweise nicht zu reden, hatten sie gelegentlich schon.

Onkel Titus verabschiedete sich. Wenig später hörten sie seinen alten Lastwagen vom Schrottplatz tuckern.

»Du könntest so nett sein und mir die große Leiter aus dem Keller holen«, sagte Tante Mathilda. Es klang ausgesprochen unternehmungslustig. »Im Wohnzimmer fange ich an.«

»Womit?«

»Mit Gardinen aufhängen. Hast du nicht mitgekriegt, daß ich sie alle gewaschen habe?« Justus mußte verneinen, und Tante Mathilda stellte zum x-tenmal die Frage, wo denn die Männer immer ihre Augen hätten. Wohl oder übel stieg Justus in den Keller und schleppte die Leiter nach oben. Sie war ganz schön schwer.

Absturz am Vormittag

»Stell sie mir da drüben hin«, befahl Tante Mathilda und wies in die hinterste Ecke des geräumigen Wohnzimmers. Mit einem leisen Seufzer schulterte Justus die Leiter und schleppte sie an die gewünschte Stelle. Kaum war er angekommen, dröhnte schon Tante Mathildas Stimme aus dem Badezimmer, wo die Waschmaschine stand. »Würdest du mir helfen, den Wäschekorb zu tragen? Die nassen Gardinen schaffe ich nicht allein.«

Diesmal begnügte Justus sich mit einer kleinen Grimasse. Er wußte, Widerstand war zwecklos. Jetzt gab es nur eins: Funktionieren, ohne zu klagen. Um so eher konnte er sich in den alten Campingwagen verziehen, in dem die drei ??? ihr Hauptquartier unterhielten.

Zusammen mit Tante Mathilda trug er den vollen Wäschekorb ins Wohnzimmer. »Sei so gut und halt unten fest«, sagte Tante Mathilda, nachdem sie die richtige Gardine aus einem Wust von nassen, grauen Stoffen herausgesucht hatte. Sie kletterte Sprosse für Sprosse nach oben, die Gardine wie ein Baby in beiden Händen haltend. »Ich traue dieser Leiter nicht mehr so recht. Bestimmt ist sie mindestens so alt wie ich.«

Dann ist sie ja noch jung und frisch, wollte Justus gerade sagen, doch dazu kam er nicht mehr. Im selben Augenblick, als Tante Mathilda sich streckte, um den Gardinensaum zu befestigen, verlor sie die Balance. Die Gardine fiel zu Boden, während Tante Mathilda verzweifelt versuchte, sich festzuhalten. Im letzten Moment bekam sie die Gardinenstange zu fassen. Aber Tante Mathilda, eine leidenschaftliche Köchin, erwies sich als zu gewichtig und riß die Stange mit in die Tiefe. Ein Schrei gellte durch die Wohnung. Justus sprang auf die unterste Stufe und reckte seiner Tante beide Hände entgegen, als könnte er sie auffangen. Doch auch er konnte nicht verhindern, daß sie mit einem lauten »Aaaahh!« zu Boden krachte. Ihre Brille schlitterte Richtung Eßtisch.

Vor Schreck stieß Justus gegen die Leiter. Sie wankte, kippte und zertrümmerte mit einem sauberen Streich die Bodenvase. Wegen ihrer Bemalung in gelb, ocker und blaßrosa schätzte Onkel Titus, der zuweilen wegen seines speziellen Geschmacks mit seiner Frau aneinandergeriet, die Vase sehr. Das gute Stück, schoß es Justus durch den Kopf, wird nie mehr Stein des Anstoßes sein.

Mit einem Satz war er bei seiner Tante und beugte sich über sie. Wie ein hilfloser Maikäfer lag sie auf dem Boden. Sie war leichenblaß. »Oh, mein Gott!« stammelte sie. Ihre Hand tastete nach der Schulter. Als sie sie berührte, schrie sie erneut auf. Dann schloß sie die Augen. Für einen Moment war Justus vor Entsetzen wie gelähmt. Da schlug Tante Mathilda die Augen wieder auf. »Tu doch etwas!« sagte sie mit schwacher Stimme. Sie versuchte sich aufzurichten und begann sogleich heftig zu stöhnen.

»Bleib besser liegen!« Weiß der Himmel, was sie hat, dachte Justus: eine Gehirnerschütterung, eine gebrochene Schulter oder beides. Er drückte fest ihre Hand. »Ich rufe Dr. Morrison an.«

Er ging hinaus und informierte in knappen Worten den Hausarzt der Familie über den Unfall. Fast erwartete er, Vorhaltungen zu hören, aber Dr. Morrison sagte nur, er werde in zehn Minuten da sein, und so lange solle Tante Mathilda sich nicht vom Fleck rühren.

Eine gute halbe Stunde später verließ ein Krankenwagen den Schrottplatz. Dr. Morrison hatte die sofortige Einweisung von Tante Mathilda ins Krankenhaus von Rocky Beach verfügt.

Die vorläufige Diagnose: eine gebrochene Schulter, Prellungen, Hautabschürfungen und eine leichte Gehirnerschütterung.

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte ihn Dr. Morrison, als sie dem davonehenden Krankenwagen nachsahen. »Es ist unangenehm und schmerzhaft für deine Tante. Aber sie wird es überleben, und in ein paar Wochen ist sie wieder da. Du wirst sehen.«

»Ein paar Wochen dauert das?« Justus sah ungläubig zu dem Doktor hinauf. Er war ein hagerer, etwas nach vorn gebückter Mann von mindestens einem Meter neunzig. Justus hatte ihn von Anfang an gemocht. Er erinnerte sich noch genau an seinen ersten Besuch: Wie der Teufel hatte Onkel Titus ihn damals mit dem Lastwagen zu Morrisons Praxis gefahren – mit einem Loch im Kopf, aus dem es blutete, als wäre eine Schweinsblase aufgestochen worden.

»Vier Wochen ganz bestimmt.«

Justus mußte an Onkel Titus denken. Wie sollte er so lange ohne seine Frau auskommen? Das hatte es seit Jahren nicht mehr gegeben, daß Tante Mathilda, die unumschränkte Herrin des Hauses, so lange Zeit nicht daheim war.

Die Stimme des Arztes riß ihn aus seinen Gedanken. »Hättest du nicht ein bißchen besser aufpassen können? Und außerdem: Wenn du die Gardine selber aufgehängt hättest, wäre das nicht passiert.«

Stumm sah Justus den Mediziner an. Eine passende Erwiderung fiel ihm nicht ein. Wenig später rollte auch der Wagen des Arztes vom Schrottplatz.

»Danke schön für Ihre Hilfe«, hörte Justus sich murmeln.

Als er wenig später durch den Flur zum Telefon ging, kam ihm das Haus sonderbar leer vor. Er hob ab und wählte die Nummer von Peter. Onkel Titus konnte er jetzt nicht erreichen. Bob war mit seiner Freundin Elizabeth auf einer Radtour ans Meer unterwegs, und irgendwem mußte er doch von Tante Mathildas Mißgeschick erzählen. Während es bei den Shaws klingelte, fuhr Justus sich immer wieder nervös durchs Haar. Womöglich würden die Pläne, die sie für die bevorstehenden Sommerferien geschmiedet hatten, alle ins Wasser fallen. »Ich muß mich doch um Onkel Titus kümmern«, sagte Justus leise zu sich selbst.

»Hallo.« Das war die Stimme von Peters Mutter. Justus merkte sofort, daß etwas nicht in Ordnung war. Mrs. Shaw klang sonst nicht so gehetzt.

»Justus hier«, sagte der Erste Detektiv. »Guten Tag, Mrs. Shaw. Kann ich Peter sprechen?«

Am anderen Ende der Leitung war ein enttäuschter Seufzer zu hören. »Peter? Ich habe keine Ahnung, wo er steckt. Wir machen uns schon große Sorgen.«

»Was ist passiert?«

»Er ist spurlos verschwunden.« Jetzt klang die Stimme von Peters Mutter richtig verzweifelt.

Betont ruhig bat Justus Mrs. Shaw, alles der Reihe nach zu erzählen. Schließlich wußte er aus zahllosen Detektivfilmen, wie wichtig es war, daß der Held gerade dann Besonnenheit und Nervenstärke zeigte, wenn sich die kritischen Ereignisse überschlugen und die anderen durchdrehten.

»Peter war gestern abend mit Kelly in der neuen Disco«, sagte Mrs. Shaw.

»Ich weiß«, antwortete Justus.

»Und beide haben hoch und heilig versprochen, daß Peter spätestens um halb zwölf wieder zu Hause sein würde. Er ist ein paar Abende hintereinander ziemlich spät ins Bett gekommen.«

»Und er ist nicht erschienen?« fragte Justus und merkte im selben Augenblick, wie überflüssig die Frage war. Er sah auf die Uhr. Es war halb neun. »Haben Sie denn schon bei Kelly angerufen?«

»Natürlich. Schon ein paar Mal. Aber da hebt niemand ab.«

Justus runzelte die Stirn und war froh, daß Peters Mutter das nicht sehen konnte. Diese Geschichte gefiel ihm überhaupt nicht. »Sie wissen ja – «Er räusperte sich.

»Was weiß ich?«

»Daß Peter manchmal nicht der zuverlässigste ist«, sagte Justus. »Er wird mal wieder bei Kelly übernachtet haben und schläft jetzt den Schlaf der Gerechten. Wahrscheinlich sind die beiden ganz kaputt von dem Krach und von der vielen Tanzerei, und keiner von beiden hört das Telefon.« Er überlegte einen

Moment und entschloß sich dann zu einer Notlüge. »Die Eltern von Kelly sind übers Wochenende nach Mexiko.«

»Tatsächlich?«

»Jedenfalls erinnere ich mich, daß Kelly vor ein paar Tagen so etwas gesagt hat.« Diese Reise war glatt erfunden. Aber nützlich, um Peters Mutter ein wenig zu beruhigen.

»Glaubst du?« Sie schien wieder Hoffnung zu schöpfen. »Aber wenn es so ist, dann kann er etwas erleben.«

Justus überlegte, ob ein kleiner Scherz angebracht war. »Wie wär's mit drei Tagen Hausarrest?« schlug er vor. Sein Hals fühlte sich plötzlich ganz trocken an, und er mußte husten.

»Strafe muß sein«, pflichtete Mrs. Shaw ihm bei.

»Grüßen Sie ihn von mir, sobald er wieder auftaucht«, sagte Justus. »Er soll mich anrufen. Ich habe Nachrichten für ihn.«

Glücklicherweise war Mrs. Shaw jetzt nicht neugierig zu erfahren, um was es sich handelte. Sie verabschiedete sich und legte auf. Justus wählte sofort die Nummer von Kelly.

Der Erste Detektiv ließ es lange klingeln. Als er gerade auflegen wollte, knackte es in der Leitung.

»Hi«, sagte eine fröhliche Kelly.

Justus spürte, wie ihm das Herz in die Hose rutschte. »Verdammt!«

Kelly hatte seine Stimme offenbar sofort erkannt. »Nette Begrüßung!« rief sie empört ins Telefon.

Aber Justus war für Förmlichkeiten jetzt nicht zu haben. »Wo steckt Peter?« fragte er streng.

»Wie soll ich das wissen?«

»Er ist nicht bei dir?«

»Hättest du etwas dagegen?«

Justus seufzte. Die Unterhaltung wurde zu kompliziert. Er kürzte sie ab. »Zu Hause ist er nicht. Wart ihr gestern in der Disco?«

Für einige Sekunden blieb es still in der Leitung. »Allerdings«, erwiderte Kelly dann leise. »Eine Stunde vor Mitternacht haben wir uns auf dem Parkplatz davor getrennt.«

Ein Gefängnis im Wald

Peter sah, wie das Licht aus den Scheinwerfern seines Wagens über die Wände der Disco zuckte. Dann strich es über ein Gehölz. Sonderbar schnell ging das. Eine Stimme sagte Peter, er solle aussteigen und hinter den Lichtkegeln herlaufen. So ein Blödsinn, dachte er und schüttelte unwillig den Kopf. Die Bewegung ließ ihn endgültig wach werden. Er schlug die Augen auf. Um ihn herum war es fast dunkel. Ächzend stützte sich der Zweite Detektiv auf und entdeckte in einigen Metern Entfernung ein trübes, rötliches Licht.

»Verdammt noch mal«, murmelte er, »wo bin ich?« Er schloß die Augen und versuchte sich zu konzentrieren. Ein hauchfeiner Duft stieg ihm in die Nase, den er sofort wiedererkannte: Äther. Und in dieser Sekunde fiel ihm alles wieder ein: die nächtliche Heimfahrt, das kalte Metall in seinem Nacken und die Stimme von hinten. »Ist hier jemand?« wollte er rufen, aber es kam nur ein häßliches Krächzen zustande. Er räusperte sich und nahm einen neuen Anlauf. Diesmal klappte es besser. Aber irgendwie klang es lächerlich.

Nichts, gar nichts rührte sich. Peter schüttelte den Kopf, wie ein Boxer, der einen Treffer verdauen muß, und sprang auf die Füße. Er ging auf das Licht zu. Es war eine Grubenlampe, die einen gelbroten Schimmer verbreitete. Als Peter sie hochhob, ertönte ein Rasseln. Eine stählerne Kette war um ihren Fuß gelegt und lief von dort zu einem Haken in der Wand. Peter schluckte. Wütend zerrte er an der Lampe, aber sie gab keinen Zoll nach. Weiter als einen knappen halben Meter ließ sie sich nicht von ihrem Platz entfernen.

Mit beiden Händen fuhr Peter in die Taschen seiner Jeans.

Leer! Neben seinem Portemonnaie und etlichen anderen Gegenständen, die er immer bei sich zu führen pflegte, waren auch Taschenmesser und Feuerzeug verschwunden. Panik stieg in ihm auf. Wer immer ihn hierher gebracht hatte, hatte dafür gesorgt,

daß er sein Gefängnis nicht einmal richtig sehen konnte. Achtlos ließ er die Lampe zu Boden fallen und begann mit beiden Fäusten gegen die Wand zu hämmern. Nur im Unterbewußtsein nahm er wahr, daß sie aus Holz bestand.

»He!« schrie Peter mit aller Kraft. »He! Ich will hier raus!« Er ließ die Arme sinken und lauschte. Nichts. Er versuchte, sich zur Ruhe zu zwingen. »Nur nicht durchdrehen!« sagte er laut.

Er drehte sich um und starrte in das Innere des Raumes.

Schon nach zwei, drei Metern verlor sich der Schein der Grubenlampe in einer Finsternis, die höhnisch und bedrohlich wirkte.

Wenigstens wollte er wissen, wie groß sein Verlies war. Er streckte beide Arme nach vorn und ging langsam los. Leise zählte er die Schritte und versuchte, jeden etwa einen Meter groß zu machen. Bei ›acht‹ stießen seine Hände an die Wand.

Auch Holz, stellte er fest. Über die Schulter warf er einen Blick zurück zu der Grubenlampe und tastete sich an der Wand entlang, bis er nach einigen Schritten an eine Ecke stieß. Er machte kehrt und kam bei ›sechs‹ wieder an eine Ecke. Überall dieselbe glatte Holzwand. »Sechs Meter breit, acht Meter lang«, murmelte Peter nachdenklich. »Wirklich sehr großzügig.«

Mit ausgestreckten Händen schritt er den ganzen dunklen Raum aus. Offenbar war er vollkommen leer. Auch seine Füße begegneten keinem Widerstand. Bis er an die Ecke der Längswand kam, die gegenüber der Lampe lag. Sein Unterschenkel stieß gegen etwas Hartes. Er bückte sich und fühlte etwas Weiches mit rauher Oberfläche. Mit beiden Händen stützte er sich darauf. Es gab leicht nach. Peter fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß und zugleich ein Kälteschauer über den Rücken lief. Mit einigen Handgriffen verschaffte er sich endgültige Gewißheit. Er stand vor einer metallenen Liege mit Matratze und Wolledecke.

Schlagartig war ihm klar, was das bedeutete. Hier hatte sich nicht einfach jemand einen kleinen, wenn auch sehr üblen Scherz mit ihm erlaubt. Das war ein richtiges Gefängnis, das für ihn

errichtet worden war und in dem er auf unabsehbare Zeit schmachten sollte.

Er ließ sich auf die Liege fallen, knüllte die Decke unter seinem Kopf zusammen und verschränkte die Hände. Im nächsten Moment sprang er wieder auf. Irgendwo mußte es doch eine Tür geben. Wieder begann er die Wand abzutasten.

Und tatsächlich, schon nach wenigen Metern stieß er an eine Klinke. Sie war kalt und sehr massiv und fühlte sich wie Gußeisen an. Peter rüttelte verzweifelt daran, aber so sehr er sich anstrengen mochte, es war alles umsonst.

Schwer atmend ging er zu seinem Metallbett zurück. Er hockte sich auf den Rand und vergrub den Kopf zwischen den Händen. Jetzt war es weniger Angst als Zorn, der ihn packte.

Er malte sich aus, was passieren würde, wenn er den Schuft zu fassen bekäme, der ihm das hier eingebrockt hatte. Als er in Gedanken dabei war, ihm sein Taschenmesser unter die Nase zu halten und anzukündigen, ihm zur Strafe sein Ohrläppchen abzuschneiden, rief Peter sich selbst zur Ordnung.

»Blödsinn!« sagte er laut. Statt von blutiger Rache zu träumen, war es wesentlich wichtiger, daran zu denken, wie er hier wieder herauskam.

Er konzentrierte seine Sinne auf die Umgebung. Das erste, was ihm auffiel, war die Luft, die er langsam einsog. Sie schmeckte anders als die, die er aus der Stadt gewohnt war.

Jetzt zog er sie scharf ein und blähte dabei die Nasenflügel.

Dann hielt er den Atem an. Um ihn herum war tiefste Stille.

Oder doch nicht? Mit halboffenem Mund lauschte er. Im nächsten Augenblick wußte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Was er da einatmete, war zweifellos klare, würzige Waldluft, und was er von ferne, beinahe kaum wahrnehmbar hörte, war das Gezwitzcher von Vögeln.

Wenigstens etwas Lebendiges, dachte er. Aber warum bin ich hier? überlegte er weiter. Wer hat mich betäubt und hierher ge-

bracht? Und wenn ich es nicht schaffe, mich selbst zu befreien, werden Justus und Bob mich hier jemals finden?

Jetzt spürte er wieder die Angst aufsteigen. Mühsam unterdrückte er sie. Es geht mir gut, tröstete er sich, ich bin nicht verletzt und kann kämpfen. Er stand auf und begann mit den dreißig Kniebeugen, die er jeden Tag absolvierte. Danach folgten zwanzig Liegestütze. Peter Shaw war das Sport-As an der High School, und das bißchen Gymnastik konnte ihn nicht aus der Puste bringen. Wie spät es wohl war? Er ging zur Grubenlampe, um einen Blick auf seine Armbanduhr zu werfen. Aber auch sie war fort. In ohnmächtiger Wut ballte Peter die Fäuste. »Na wartet!« schrie er. »Das werdet ihr mir büßen!«

Mit wachsender Sorge hatte Justus nach seinem Anruf bei Kelly die nächsten Stunden verbracht. Insgeheim hatte er sich eine Frist bis nachmittags um zwei Uhr gesetzt. Zwischenzeitlich erkundigte sich Mrs. Shaw, ob Peter bei Justus aufgetaucht wäre oder sich von irgendwoher gemeldet hätte. Daß er Kelly erreicht hatte und sie auch nicht wußte, was nach dem Disco-Besuch mit Peter geschehen war, behielt Justus lieber für sich. Gegen Mittag rief er im Krankenhaus an, erfuhr auf der Unfallstation, daß es seiner Tante den Umständen entsprechend gut gehe, und fragte auch gleich, ob vielleicht ein Peter Shaw eingeliefert worden sei. Aber einen Patienten mit diesem Namen gab es nicht.

Ohne große Hoffnung rief Justus bei Bob an. Dort erreichte er nur Mr. Andrews. Bob und Elizabeth waren wie geplant mit den Fahrrädern an den Pazifik gefahren.

»Was ist passiert?« fragte Mr. Andrews. Er arbeitete als Journalist bei der ›Los Angeles Post‹ und war ein äußerst sympathischer, anteilnehmender Mann. »Du hörst dich etwas aufgeregt an.«

»Ich – äh, Peter«, stammelte der Erste Detektiv, »Peter ist weg.«

»Was heißt das: weg?« forschte Mr. Andrews.

»Er war gestern abend mit Kelly in der neuen Disco am Stadtrand. Auf dem Parkplatz davor haben sie sich getrennt. Peter wollte nach Hause. Hatte ganz fest versprochen, eine halbe Stunde vor Mitternacht daheim zu sein. Seither ist er wie vom Erdboden verschwunden.«

»Hmm.« Und dann sagte Mr. Andrews erst einmal gar nichts. Justus kannte Bobs Vater und wußte, daß er keine billigen Sprüche machte. »Sieht nicht gut aus. Habt ihr schon die Polizei verständigt?«

»Noch nicht«, erwiderte Justus. »Aber wenn er bis zwei Uhr heute nachmittag nicht aufgetaucht ist, wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«

»Sehr vernünftig«, meinte Mr. Andrews. »Halt mich auf dem laufenden.«

Justus versprach es und verabschiedete sich. Kaum hatte er aufgelegt, hörte er eine Autotür zuschlagen und Onkel Titus' Schritte vor der Haustür. Mit einem mulmigen Gefühl im Magen ging Justus ihm entgegen. Onkel Titus schien sofort zu merken, daß etwas nicht stimmte. Er blieb stehen und legte den Kopf schräg. »Was ist mit deiner Tante? Wo ist sie?«

Justus war verblüfft. Konnte Onkel Titus hellsehen? »Bitte erschrick nicht«, sagte er und zog ihn am Ärmel ins Wohnzimmer. »Sie liegt im Krankenhaus. Aber es ist nichts Schlimmes.«

Die Enden von Onkel Titus' stolzem Schnurrbart schienen zu zittern. »Im Krankenhaus? Warum?«

»Sie wollte Gardinen aufhängen«, begann Justus und wies auf die Leiter, die noch immer auf dem Boden lag, inmitten der kläglichen Trümmer von Onkel Titus' Lieblingsvase. »Dann hat sie das Gleichgewicht verloren.«

Zwei Minuten später heulte der Motor von Onkel Titus' klapprigem Lkw auf. Justus hatte ihn davon überzeugt, daß es für Tante Mathilda besser wäre, wenn ihr Mann sie erst einmal allein am Krankenbett besuchte. Und er war froh, daß Onkel Titus

keine Frage darauf verschwendet hatte, warum er das Unglück nicht hatte verhindern können.

Ein Dummkopf hinterläßt Spuren

Als er gerade dabei war, im Wohnzimmer die Spuren von Tante Mathildas Sturz zu beseitigen, klingelte es Sturm. Justus schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß Peter vor der Tür stand und eine gute Story erzählen konnte, wo er seit gestern nacht geblieben war und warum er sich nirgends hatte melden können.

Er riß die Haustür auf und blickte in Kellys verängstigtes Gesicht. Sie trug schwarze Lederjeans und einen knallroten, hüftlangen Pullover. Mit fahrigen Bewegungen strich sie die brünetten Locken aus der Stirn. »Und?«

»Nichts.«

Kelly stürmte an ihm vorbei in den Flur, als glaubte sie, Peter hielt sich dort versteckt. Justus holte tief Luft und sagte ihr, daß er im Krankenhaus angerufen hatte und dort kein Patient namens Peter Shaw eingeliefert worden war. Ihrer Miene war der Zweifel anzusehen, ob sie das für eine gute oder eine schlechte Nachricht halten sollte. »Dann müssen wir ihn bei der Polizei als vermißt melden.«

Er sah auf seine Uhr. Es war zehn nach eins. »Eigentlich wollte ich bis zwei Uhr warten. Aber von mir aus.« Er nahm das Telefon und wählte die Nummer von Inspektor Cotta. Er kannte sie auswendig. Cotta war ein tüchtiger Polizeioffizier in dem kleinen Polizeipräsidium von Rocky Beach und hatte den drei ??? schon oft geholfen. Mindestens ebenso oft aber hatten die Jungen ihm die Auflösung eines Falles präsentieren können. Cotta, das wußten sie, hielt große Stücke auf die jungen Detektive und nahm sie in Schutz, wenn seine Kollegen gelegentlich murrten. Einige meinten nämlich, Justus und seine beiden Freunde mischten sich in Dinge ein, die sie eigentlich gar nichts angingen und die sie gefälligst der Polizei überlassen sollten. Wie immer war der Inspektor an seinem Schreibtisch zu erreichen.

»Guten Tag, Inspektor Cotta«, sagte Justus mit heiserer Stimme.

»Tag, Sherlock Holmes.« Wenn Cotta ihn so ansprach, war er meist guter Stimmung. »Wo kann ich Al Capone abholen?«

Justus schnitt eine Grimasse. Nur zu gern hätte er mit einer Erfolgsmeldung aufgewartet und dem Inspektor einen Gangsterboß wie den legendären Chicagoer Verbrecherkönig ausgeliefert. Aber davon konnte wirklich keine Rede sein. »Heute sind wir es, die gern jemanden abholen würden. Und zwar Peter. Er ist verschwunden«, berichtete Justus ziemlich kleinlaut. »Ich glaube, Sie müssen uns helfen.«

»Klingt aber gar nicht so wie sonst«, kam es aus dem Hörer.

»Soll das etwa eine richtige Vermißtenmeldung sein?«

»Ich fürchte, ja«, erwiderte Justus und schilderte mit ein paar Sätzen, was passiert war. Aus dem Rascheln von Papier konnte Justus entnehmen, daß sich der Inspektor Notizen machte. »Wann fangen die Ferien an?«

»Am Donnerstag. In vier Tagen.«

»Okay. Aber macht euch nicht allzu viele Sorgen. Wahrscheinlich wird sich die Sache am Ende doch als harmlos herausstellen. Wie die meisten Vermißtenfälle. Aber trotzdem: Ich sage den Kollegen, die heute Dienst haben, Bescheid. Sie sollen Augen und Ohren offenhalten. Und wenn Peter morgen früh nicht zur Schule kommt, dann –« Cotta stockte.

»Was dann?« fragte Justus.

»Dann wird richtig nach ihm gesucht. Mit allem Drum und Dran. Das verspreche ich euch.«

Kelly nahm Justus den Hörer aus der Hand. »Hier ist Kelly. Ich bin Peters Freundin«, sagte sie. Ihre Stimme zitterte ein bißchen. »Sie müssen Ihr Möglichstes tun, Inspektor.«

Schweren Herzens rief Justus Mrs. Shaw an und berichtete ihr, daß er gerade die Polizei informiert hatte. »Nur vorsichtshalber«, fügte er hinzu. »Sie wissen ja, daß wir dort einen guten Freund sitzen haben.« Aber an der wortkargen Antwort merkte er, daß sie jetzt die allergrößten Ängste ausstand.

»Was können wir nur tun?« Kelly sah ratlos und unglücklich drein, als Justus aufgelegt hatte.

»Jedenfalls nicht einfach hier herumsitzen und Daumen drehen«, entschied Justus. »Bist du mit dem Auto da?«

Kelly bejahte. Trotzdem schlug er vor, zwei Fahrräder aus dem Keller zu holen. »Ein bißchen strampeln tut uns vielleicht ganz gut«, meinte er.

»Und wohin?«

»Zur Disco. Zum Parkplatz, wo du ihn zuletzt gesehen hast.«

Eine halbe Stunde später kamen sie vor der Diskothek an.

Weit und breit war keine Menschenseele in dem unwirtlichen Industriegebiet zu sehen. Gleich hinter der offenen Schranke an der Einfahrt lehnten sie ihre Fahrräder an die Mauer, die den Parkplatz vom Bürgersteig trennte. Auf dem Gelände standen drei Autos. Sie wirkten so einsam und verlassen, als hätten ihre Besitzer sie hier abgestellt, um nie mehr etwas mit ihnen zu tun zu haben.

Kelly zeigte Justus die Stelle, von der Peter ihr zum Abschied nachgewinkt hatte. »Und weißt du, wo sein MG stand?« wollte der Erste Detektiv wissen.

»Nicht genau. Wahrscheinlich da drüben.« Sie wies in die nördliche Ecke, gegenüber der Einfahrt. »Jedenfalls kam er mir von dort entgegen, als wir uns um acht trafen.«

Justus und Kelly nahmen sich Zeit und suchten auf einem breiten Streifen links und rechts ihres Weges jeden Quadratmeter ab. Der Parkplatz war übersät mit Coladosen, Kaugummipapier und Zigarettenresten. Nicht wenige schienen ihre Abfälle achtlos aus dem Autofenster zu werfen, im Vertrauen darauf, daß andere sie wieder aufsammelten. Justus hatte wenig Hoffnung, daß etwas Brauchbares dabei sein würde.

Aus den Augenwinkeln sah er zu Kelly. Wahrscheinlich ging es ihr genau so.

»Hier vielleicht.« Kelly stoppte. »Hier könnte er gestanden haben.« An dieser Stelle suchten sie noch gründlicher. Aber sie fanden nichts Auffälliges.

»Da drüben. Das sollten wir uns mal näher ansehen.« Und schon ging Kelly weiter. Ihr ausgestreckter Zeigefinger wies auf den Boden. Interessiert kam Justus näher. »Hier hat jemand ziemlich lange auf jemanden gewartet. Dabei hat er sehr viele Zigaretten geraucht. Und als das Päckchen leer war, hat er es aus dem Fenster geworfen.«

Justus beugte sich tief hinunter. Tatsächlich lagen im Umkreis von nicht mehr als eineinhalb Metern eine Menge Zigarettenkippen. Die Marke ›Clint‹ ließ sich zweifelsfrei feststellen, alle waren ganz knapp vor dem Filter ausgedrückt. Die dazugehörige Packung war zerknautscht, aber das Material ebenfalls noch in gutem Zustand.

Der Erste Detektiv richtete sich auf und vergrub die Hände in den Hosentaschen. »Tagsüber hat es gestern zweimal ziemlich heftig geregnet«, stellte er fest. Sein Blick wanderte von den Zigarettenresten zu Kelly und wieder zurück.

Sie hatte ihr Kinn auf die rechte Faust gestützt und sah ziemlich mißmutig drein. »Du denkst dasselbe wie ich«, sagte sie.

»Dieses Zeug kann folglich nicht länger hier liegen als seit gestern abend«, fuhr er fort. »Einen Autounfall hat Peter nicht gehabt, denn sonst wäre er im Krankenhaus. Also hat ihn möglicherweise jemand hier auf dem Parkplatz abgepaßt. Er hat lange gewartet und entsprechend viel geraucht. Ein ungesund lebender Mensch. Ein Kettenraucher.« Justus sah sich um. »Bin gleich wieder da.« Neben der Einfahrt hatte er einen Papierkorb entdeckt. Er ging hinüber, wühlte kurz in den Abfällen und kam mit einer leeren Plastiktüte zurück. Während er die Hinterlassenschaften des Kettenrauchers einsammelte, warf er einen Blick in Kellys Gesicht. »Warum schaust du so kritisch?« wollte er wissen.

»Ich hab' genau dasselbe gedacht wie du.« Sie sah auf ihn herunter. »Aber du weißt ebenso gut wie ich, daß Peter auch ganz woanders etwas zugestoßen sein kann. Und außerdem: Selbst wenn hier jemand auf ihn gewartet hat, die Zigarettenreste und die Packung müssen keineswegs unbedingt von ihm stammen.«

»Natürlich«, entgegnete Justus. »Allerdings ist es doch sehr seltsam, daß jemand einen ganzen Abend vor einer Disco hockt. Normalerweise fährt man zu einer Disco, um drin zu sein und nicht draußen. Und Verabredungen werden gewöhnlich nicht so getroffen, daß der Abholer stundenlang im Auto hockt.«

»Stimmt«, pflichtete Kelly ihm bei.

»Komm«, sagte er und nahm sie sachte am Arm. Sie gingen zurück zu ihren Fahrrädern. Zum ersten Mal an diesem Tag brach die Juni-Sonne durch die Wolkendecke und schien sie mit ihren heißen Strahlen regelrecht zu verdampfen.

Kelly blieb stehen. »Trotzdem stimmt etwas nicht an dieser Theorie.«

Erstaunt zog Justus die Augenbrauen hoch. Bei allem Respekt vor Kelly – aber er konnte es nicht leiden, von anderen gesagt zu bekommen, daß mit seinen Theorien etwas nicht in Ordnung war. Gewöhnlich entdeckte er Widersprüche als erster. Warum hieß er sonst überall das Superhirn? »Und was stimmt da nicht, wenn man fragen darf?« erkundigte er sich ungnädig. Für einen Augenblick vergaß er ganz, weshalb sie gekommen waren.

»Ziemlich einfach.« Kelly starrte an die Stelle, wo sie die Zigarettenstummel gefunden hatten. »Wenn jemand Peter aufgelaert hat, gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder er hat Peters Wagen aufgebrochen und sich hinten versteckt. Oder er hat im eigenen Auto oder im Freien gewartet. Dann muß er in dem Augenblick, als Peter eingestiegen ist, hinzugekommen sein. Selbst wenn er eine Waffe bei sich hatte und sie Peter auf die Brust gesetzt hat, mußte er doch riskieren, anderen Disco-Besuchern aufzufallen.«

Justus nickte. »Der einzig sichere Weg für ihn war also, sich hinten in Peters Wagen zu legen und zu warten. Und als Peter

kam und losfuhr, hat er ihm nach ein paar hundert Metern von hinten eine Knarre an den Kopf gehalten.«

Sie sah ihn ausdruckslos an. »Aber wenn es so war, dann war er es nicht, der soviel gepafft hat«, sagte sie kühl.

»Genau. Wenn ein Nichtraucher ein Auto aufmacht, in dem soviel gequalmt worden ist, dann merkt er das sofort. Peter wäre also gewarnt gewesen und hätte sich bestimmt nicht hineingesetzt.«

»Daraus gibt es nur eine Schlußfolgerung.« Mit einem Ruck warf Kelly ihre Haare über die Schulter. »Wenn Peters Verschwinden überhaupt etwas mit diesem Parkplatz zu tun hat und wenn dieser Kettenraucher daran beteiligt war, dann hat er also in einem zweiten Wagen gesessen. Gewissermaßen als moralische Unterstützung für denjenigen, der in Peters Auto wartete.«

»Genau«, wiederholte Justus eifrig. »Er hatte zwei Aufgaben: Warten und beobachten, ob alles laufen würde wie geplant. Und dann mußte er das Auto wegfahren, mit dem die Entführer hierher gekommen sind.«

Kelly zuckte zusammen. Zum ersten Mal war das Wort gefallen, das seit Stunden durch ihren Kopf spukte und das sie sich bisher gescheut hatte auszusprechen.

Justus mußte fast lächeln, so stolz war er auf das, was sie in der kurzen Zeit alles entdeckt hatten. »Wir haben es also mit mindestens zwei Entführern zu tun. Jedenfalls dann, wenn unsere Voraussetzungen stimmen. Und wahrscheinlich ist derjenige, der im eigenen Wagen gesessen und ständig gequalmt hat, nicht gerade der Hellste. Sonst hätte er nicht ausgerechnet hier am Tatort so viele Spuren seiner Nikotinsucht hinterlassen.«

»Der Kopf der Operation saß also in Peters Auto. Und hat nicht mitgekriegt, was sein Komplize uns alles für Spuren liefert.« Kellys Gesichtsausdruck verfinsterte sich. Justus glaubte zu sehen, wie Tränen in ihre Augen schossen. Sie beugte sich rasch über ihr Fahrrad, als müsse sie prüfen, ob der Sattel auch richtig saß. »Vielleicht weiß Peter inzwischen genau, wer sein Entführer

ist, der hier auf diesem Platz in sein Auto eingestiegen ist.« Sie verstummte. Justus begriff, woran sie dachte. Aber er hielt es für besser, nicht darüber zu sprechen, was geschehen würde, wenn Peters Entführer gar nicht die Absicht hatten, ihn wieder freizulassen. Denn nur in diesem Fall konnte es ihnen egal sein, was Peter über sie wußte ...

Zur selben Zeit, als Inspektor Cotta Peters Eltern anrief und fragte, ob sie mit einer offiziellen Vermißtensuche einverstanden wären, wachte Peter von einem Geräusch auf. Stundenlang hatte er sich auf seiner Liege von einer Seite auf die andere gewälzt. Immer wieder war er in einen unruhigen Schlaf gefallen, nur um kurz darauf wieder hochzuschrecken.

Er wußte nicht, welche Tageszeit war. Dafür hatte er in seinem düsteren Gefängnis bald jedes Gefühl verloren. Seine Hand fuhr über die Stirn. Diesmal, da war er ganz sicher, war es ein richtiges Geräusch gewesen, das ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Er stützte sich auf die Matratze, hielt den Atem an und lauschte.

Bumm, bumm, bumm, machte es plötzlich dumpf. Es kam von der Holzwand direkt in seinem Rücken. Peter warf sich herum. Da war es wieder: Bumm, bumm, bumm. Dann war alles still. Als nächstes ertönte eine Stimme. Sie wurde von der Wand stark gedämpft, aber sie war deutlich zu hören: »He! Aufwachen! Frühstück!«

Wieder pochte es. Und dann folgte ein seltsames Geräusch, das Peter, mit offenem Mund horchend, zuerst nicht richtig deuten konnte. Im nächsten Moment begriff er, daß die Stimme gelacht hatte. Er ballte die Fäuste. Dieses Lachen würde er nicht vergessen. Es war ein tiefes Lachen gewesen, von einem nicht mehr jungen Mann.

»Dieses Lachen wird dir noch vergehen«, knurrte Peter, »das schwöre ich dir.«

Von draußen hörte er jetzt nur noch das gewohnte Zwitschern der Vögel. Scharf sog Peter die Luft durch die Nase und nahm

einen Geruch wahr, den es bisher in der Holzhütte nicht gegeben hatte. Kurz entschlossen sprang er auf und ging die paar Schritte zur Grubenlampe hinüber. Dort war nichts.

Peter streckte die Arme nach vorn und tastete sich durch die Dunkelheit in Richtung Tür. Sein Fuß stieß an etwas Hartes.

Er bückte sich, bekam ein flaches Stück Holz zu fassen, hob es hoch und trat mit seiner Beute den Rückzug zur Lampe an.

Ihr Schein fiel auf ein Tablett. Zwei Äpfel kullerten darauf herum, und in der Mitte lagen vier Scheiben Brot und ein Stück Wurst. Am Rand glänzte das Silbergrau einer Thermosflasche. Peter setzte das Tablett ab, schraubte den Verschluss der Flasche auf und schnupperte. Der Geruch von heißem Kaffee drang ihm entgegen.

Einige Sekunden lang stand Peter unschlüssig mit der Flasche in der Hand. Der Kaffee duftete verführerisch, und beim Anblick der Äpfel und der Wurst meldete sich so etwas wie Heißhunger. Gleichzeitig spürte er den dringenden Wunsch, das Ganze auf den Boden oder gegen die Wand zu schleudern und mit den Füßen darauf herumzutrampeln, bis alles nur noch ein ungenießbarer Brei sein würde. »Das könnte dir so passen!« fauchte er. »Nichts davon rühre ich an!«

Bald darauf hatte es sich der Zweite Detektiv anders überlegt.

»Schließlich schade ich mir nur selbst«, murmelte er. »Ich muß essen und bei Kräften bleiben.« Er nahm das Tablett und hockte sich im Schneidersitz auf den Boden. Als erstes nahm er einen der beiden Äpfel in die Hand, aber er legte ihn wieder beiseite. »Das Obst spare ich mir auf«, erklärte er einem unsichtbaren Gegenüber.

Er nahm eine Scheibe Brot und begann, sie sorgfältig zu kauen. Genießerisch roch er an der Wurst, bevor er sie langsam aufaß, einschließlich der Pelle. Dann gönnte er sich den ersten Schluck Kaffee. Der hätte stärker sein können, ging es ihm durch den Kopf. Und im selben Augenblick fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das hier sollte wirklich ein Gefängnis sein. Was er

zu essen bekam, das war Kost von der Art, wie sie Häftlingen verabreicht wurde. Seine Hand klatschte gegen die Stirn. »Rache!« schrie Peter. »Da will sich jemand an mir rächen.«

Unwillkürlich sprang er auf, als wäre mit dieser Erkenntnis sogleich etwas Praktisches anzufangen. Aber dann kam ihm seine Lage zu Bewußtsein. Er stürzte im Finstern zur Tür, tastete nach der schmiedeeisernen Klinke und rüttelte aus Leibeskräften daran, bis seine aufgeschürften Hände weh taten. Er ballte die schmerzenden Finger zu Fäusten und trommelte an die Wand der Hütte. »Ich will hier raus!« brüllte er. »Ich will hier raus! Holt mich endlich hier raus!«

Die innere Stimme

Nach der Schule fuhren Justus und Bob zu Peters Eltern.

Justus war heilfroh, daß Bob endlich wieder da war und ihn in dieser unangenehmen Situation unterstützte. Und nun saßen sie im Wohnzimmer der Shaws auf dem Sofa und taten ihr Bestes, um das Ehepaar zu trösten.

»Ihr könnt doch nicht bestreiten, daß vorgestern nacht etwas passiert ist!« rief Mrs. Shaw erbittert. »Meinem Sohn ist etwas zugestoßen!«

»Das glauben wir auch«, erwiderte Justus. Er bemühte sich, so sachlich wie möglich zu sprechen, Mrs. Shaw war eine intelligente Frau und hätte es ihm sowieso nicht abgenommen, wenn er nur ungläubwürdige Sprüche gemacht hätte. Der Erste Detektiv holte tief Luft. Dann klemmte er die aneinandergelegten Handflächen zwischen die Knie und gab sich einen Ruck. »Nachdem er nun schon mehr als 40 Stunden verschollen ist, müssen wir davon ausgehen –« Er räusperte sich.

»Glaubt ihr auch diese Räuberpistole mit der Entführung?« fuhr Mr. Shaw dazwischen. »Ich habe eben noch einmal mit diesem Sergeant gesprochen. Colby – heißt er so?« Mr. Shaw sah die beiden Detektive gereizt an. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und paffte wild drauflos. Dabei rannte er unentwegt im Zimmer auf und ab. Seine Frau hatte ihn schon zweimal gebeten, sich hinzusetzen, aber er schien sie gar nicht zu hören.

»Cotta«, antwortete Bob. »Er heißt Cotta. Außerdem ist er nicht Sergeant, sondern Inspektor.« Bob gab sich Mühe, nicht frech zu klingen. Seit Justus ihm am Morgen in der Schule von Peters Verschwinden erzählt hatte, konnte er das sonderbare Gefühl einfach nicht loswerden, daß überhaupt keine Gefahr bestand. Klar, irgend etwas war geschehen, und ganz bestimmt war Peter nicht freiwillig verschwunden. »Aber mein sechster Sinn sagt mir«, hatte er gemeint und dabei Justus beschwörend in die Au-

gen geblickt, »daß Mr. Peter Shaw junior demnächst in alter Frische mit uns die Ferien verbringt. Klar?«

»Klar«, hatte Justus genickt. »Sehe ich genauso.«

»Na schön. Meinetwegen Cotta, von mir aus auch Inspektor Cotta.« Peters Vater war an einem Ende des Wohnzimmers angekommen, machte auf dem Absatz kehrt und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. »Die Polizei glaubt jedenfalls, Peter ist entführt worden.«

Justus fühlte sich geschmeichelt. Kaum hatte er also dem Inspektor eine Theorie vorgetragen, hielt der sie für so einleuchtend, daß er sie Dritten aufstichtete. »Wir teilen diese Ansicht«, verkündete er. Einen Augenblick überlegte der Erste Detektiv, ob er Peters Vater verraten sollte, daß die Polizei diese Entführungstheorie von ihm übernommen hatte. Aber dann hielt er es doch für besser, diese Information für sich zu behalten. Es wirkte bescheidener, und außerdem sollte Mr. Shaw ja nicht den Rest seines Vertrauens in die hiesige Polizei verlieren. Damit schien es ohnehin nicht allzuweit her zu sein.

»Möchtet ihr Tee?« Mrs. Shaw war aufgestanden. »Ich habe ganz vergessen, euch etwas anzubieten. Ich bin vollkommen durcheinander.«

Justus und Bob wehrten dankend ab. »Wir haben auch nicht viel Zeit«, sagte Justus. »Wir müssen von hier gleich zu Inspektor Cotta aufs Polizeipräsidium ...«

»Na schön«, unterbrach ihn Mr. Shaw. »Und warum teilt ihr diese Ansicht, wenn man fragen darf?« Justus sah ihn aufmerksam an. Sein Gesicht war etwas rötler als sonst. Er redet mit uns, dachte Justus, als könnten wir etwas dafür, daß Peter verschwunden ist. Aber schließlich sind wir keine Kindermädchen.

»Ganz einfach«, schaltete Bob sich ein. »Er ist spurlos verschwunden, ebenso sein Auto. Ein Verkehrsunfall kommt also nicht in Frage. Freiwillig auf eine größere Reise wird er wohl auch nicht gegangen sein, ohne seinen Eltern Bescheid zu sagen.«

»Um Punkt halb zwölf wollte er am Samstagabend hier sein«, warf Mrs. Shaw eine bekannte Tatsache ein, »Eben«, sagte Justus.

»Und schließlich«, fuhr Bob bedächtig fort, »haben Justus und Kelly gewisse Anhaltspunkte dafür entdeckt, daß jemand vorgestern nacht auf dem Parkplatz vor der Disco auf Peter gewartet haben könnte.«

Mitten in seinem Dauerlauf hielt Mr. Shaw inne. »Davon hat mir dieser Colby keine Silbe gesagt!« rief er.

»Es ist ja auch nur eine Möglichkeit. Mehr nicht.« Justus stand auf. Er verspürte einen mächtigen Bewegungsdrang und wäre am liebsten neben Mr. Shaw durchs Wohnzimmer marschiert, aber das hätte dann doch zu komisch ausgesehen. »Es ist nur eine Theorie.«

»Was für eine Theorie denn?« Mr. Shaw war richtig rot angelaufen vor Aufregung. »Mein Sohn entführt! Das ist doch zu albern.« Er machte einen Schritt auf Justus zu und blieb beinahe drohend vor ihm stehen. »Ihr wißt genau, daß ich mich nie in eure Detektivspiele eingemischt habe.« Er beugte sich über den Wohnzimmertisch und drückte seine Zigarette im Aschenbecher so energisch aus, daß das Papier platzte und der Tabak seitlich herausquoll. »Ihr habt ja dabei auch manches geleistet. Schließlich ist Peter kein Spinner!« Er nestelte die nächste Zigarette aus einem Etui und schien über den Sinn des letzten Satzes nachzudenken. Dann merkte er offenbar, daß er seine beiden Gäste ein bißchen beleidigt hatte. »Ihr natürlich auch nicht«, setzte er versöhnlich hinzu. »Aber jetzt geht doch wohl die Phantasie mit euch durch. Ich bin kein Millionär, bei dem irgendeine Verbrecher ein Vermögen erpressen können, indem sie seinen Sohn kidnappen!«

Obwohl höchstens ein halbes Jahr seit ihrer letzten Begegnung vergangen war, schien Cotta leicht verändert. Die schwarzen Haare sind etwas grauer und etwas weniger geworden, stellte der

Erste Detektiv fest, als er dem Inspektor die Hand gab und Platz nahm. Und die streng wirkende Hornbrille, die Cotta zuletzt getragen hatte, war gegen eine sportliche ohne Ränder ausgetauscht worden. Rasch ließ Justus seine Augen durch das Zimmer wandern. Hier war alles so wie bei ihrem ersten Fall, als sie auf diesen Stühlen gesessen und widerwillig den Ermahnungen von Cottas Vorgänger gelauscht hatten. Sein Blick fiel auf das überlebensgroße Poster von Humphrey Bogart. Daß Cotta sich den berühmten Filmhelden, mit hochgeschlagenem Mantelkragen, tief in die Stirn gezogenem Hut und der unvermeidlichen Zigarette im Mundwinkel, in sein Büro hängte, das war typisch für ihn, fand Justus. Der Inspektor arbeitete zwar sehr viel, aber er legte großen Wert darauf, daß es bei seinem Job nicht immer nur tierisch ernst zuging. Justus bemerkte den prüfenden Blick, mit dem der Polizeioffizier sie ansah.

»Neuigkeiten?« fragte Cotta nüchtern.

Justus schüttelte den Kopf. »Keine. Leider.«

»Hier haben wir etwas für Sie.« Bob legte ein Plastiksäckchen auf den Schreibtisch. »Wie versprochen. Die Kippen von dem Kettenraucher auf dem Parkplatz.«

Cotta beugte sich nach vorn. »Clint«, murmelte er. »Eine seltene Marke.« Der stattliche Mann legte seine Stirn in Falten. »Das gefällt mir nicht. Ein Mensch, der auf einem Parkplatz auf sein Opfer wartet und dabei solche Spuren hinterläßt, muß ziemlich dumm sein.« Er drückte auf eine Taste an seinem Telefon und sagte: »Bill aus dem Labor soll kommen.« Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Wenn die ganze Geschichte mit der Entführung überhaupt stimmt, dann wäre es mir lieber, die Täter wären helle Burschen.«

»Warum?« fragte Bob und erntete dafür einen mißbilligenden Blick des Ersten Detektivs.

»Warum wohl?« Justus ärgerte sich, daß Bob die drei ??? blamierte. »Weil kluge Zeitgenossen nicht so blöd wären, ihm wirklich etwas anzutun.« Er stand auf, versenkte seine Hände fast bis

zu den Ellenbogen in seinen Jeanstaschen und stellte sich ans Fenster. »Aber wir nehmen ja an, daß der Kettenraucher ohnehin bloß Hilfsdienste geleistet hat.«

»Ich weiß«, nickte Cotta. »Der eigentliche Kidnapper muß in Peters Auto gewartet haben.«

»Und jetzt wollen Sie von uns erfahren«, sagte Justus, »welches Motiv es geben könnte, unseren Zweiten Detektiv zu verschleppen.«

Cottas sehnige Hände spielten mit einem Bleistift. »Erraten. Und? Was fällt euch dazu ein?«

Bob witterte eine gute Chance, die Scharte von vorher auszuwetzen. Bevor Justus den Mund erneut aufmachen konnte, stieß er hervor: »Rache. Da will sich einer an Peter rächen. Irgendwer, den Peter als Verbrecher entlarvt hat.«

»Allerdings müssen wir wohl als Möglichkeit annehmen«, fiel Justus ein, »daß die Entführer es gar nicht speziell auf Peter abgesehen hatten. Es könnte sein, daß er nur zufällig ausgesucht worden ist.«

»Vielleicht haben sie sogar gelost, wen von uns dreien sie hopsnehmen sollten«, sagte Bob eifrig.

Cotta nickte bedächtig. »Kommt mir ziemlich plausibel vor. So könnte es gewesen sein.«

Bob pflanzte sich vor Cottas Schreibtisch auf. »Angenommen, die Theorie mit der Entführung ist richtig. Dann wird es sich bei dem Täter ja wohl kaum um irgendeinen kleinen Fisch handeln, dem wir einmal in die Quere gekommen sind.«

»In Frage dürfte nur jemand kommen«, rief Justus vom Fenster herüber, »den wir hinter Gitter gebracht haben.«

Es sah so aus, als ob der Inspektor ein Grinsen unterdrücken mußte wegen des Ideenwettbewerbs, den die beiden vor ihm austrugen. Jedenfalls hatte Justus den Eindruck, daß es um Cottas Mundwinkel verdächtig zuckte.

»Die Schlußfolgerung daraus ist«, sagte Bob, »daß wir in unserem Computer eine Liste von allen unseren Fällen abrufen müssen, die mit Gefängnisstrafen endeten.«

Erstaunt zog Cotta die Augenbrauen hoch. »Habt ihr so etwas wirklich?«

»Na klar«, entgegnete Justus. »Ist doch Ehrensache. Hat sich außerdem schon glänzend bewährt. Haben Sie das etwa nicht?«

»Wir haben so viel zu tun«, erwiderte der Inspektor, »daß unsere Leute einfach keine Zeit finden, unser elektronisches Archiv immer wieder auf den neuesten Stand zu bringen. Nützlich wär's schon.« Er kam um seinen Schreibtisch herum. »Und was schätzt ihr, wie viele Zeitgenossen auf eurer Liste landen würden?«

Justus rechnete kurz. »Ein Dutzend mindestens«, meinte er schließlich.

»Also dann, worauf wartet ihr noch? Fahrt in euer Hauptquartier, werft euren Computer an, druckt die Liste aus und kommt wieder her. Und dann werden wir uns diese Herrschaften mal näher ansehen.«

»Ich muß noch vorher zu meiner Tante ins Krankenhaus. Sie ist von der Leiter gefallen.«

»Tut mir leid.« Cotta setzte ein schelmisches Grinsen auf. »Passiert in Rocky Beach im Schnitt zwölf Mal im Jahr.« Dann wurde er wieder ernst. »Ich habe schon mit Peters Eltern telefoniert. Die sind natürlich sehr besorgt. Darf man fragen, wieso ihr so cool seid?«

Justus zuckte die Schultern. Dann strich er über seinen Bauch. »Eine innere Stimme«, verkündete er. Und Bob echote: »Eine innere Stimme. Genau. Bei mir auch.«

Cotta stemmte die Hände in die Hüften. »Hoffentlich habt ihr recht«, sagte er. Sein zweifelnder Gesichtsausdruck entging Justus nicht.

Eine neugierige Nachbarin

Krankenhäuser hatte Justus noch nie leiden können. Auch im Hospital von Rocky Beach roch es auf den breiten, unpersönlichen Fluren, als hätten die Putzkolonnen eimerweise Desinfektionsmittel ausgeschüttet. Als Justus im dritten Stock aus dem Fahrstuhl stieg, hätte er sich beinahe unwillkürlich die Nase zugehalten, so aufdringlich war der Geruch. Aber genau vor ihm stand ein Arzt in einem langen grünen Kittel und sah ihn mürisch an. Justus ließ schnell die Hand wieder sinken und nickte grüßend.

Auf der chirurgischen Station kam ihm eine Krankenschwester entgegen. Sie hatte lange blonde Haare und eine Stupsnase mit lustigen Sommersprossen. »Kann ich dir helfen?« fragte sie freundlich.

»Ich suche Mrs. Jonas«, sagte Justus. »Leider weiß ich ihre Zimmernummer nicht.«

Die Schwester drehte sich auf dem Absatz um. »Wir stehen direkt davor. Zimmer 304.«

Kurz darauf saß Justus bei seiner Tante auf der Bettkante. »Tut was weh?« erkundigte er sich teilnahmsvoll. Er ahnte, daß er sich die Frage hätte sparen können. Tante Mathilda sah gar nicht gut aus. Ein prächtiger blauer Fleck verzierte ihr Kinn. Sie verzog schmerzlich das Gesicht und wies auf ihre Schulter, die zusammen mit dem Arm in einer riesigen weißen Bandage steckte. »Ich kann mich kaum rühren«, lächelte sie matt.

»Doktor Morrison meint, in vier Wochen wärst du wieder hier heraus«, sagte Justus, bevor ihm einfiel, daß es vielleicht nicht so geschickt war, ihr die Ansicht des Hausarztes mitzuteilen.

»Vier Wochen?« Prompt schien Tante Mathilda noch ein wenig blasser zu werden. »Die Ärzte hier im Krankenhaus haben von drei gesprochen.«

Justus lächelte ihr aufmunternd zu. »Onkel Titus kommt zwar ganz gut zurecht, natürlich nicht zuletzt mit meiner Hilfe. Aber

ich glaube, er wäre froh, wenn du bald wieder nach Hause kämst.«

»Auf Ärzte soll man sowieso nicht hören.«

Justus fuhr erschrocken herum. Die Stimme war von dem anderen Bett gekommen, aus dem sich ein eingegipstes Bein der Zimmerdecke entgegenstreckte. Als Justus hereingekommen war, hatte die Patientin die Augen geschlossen, so daß er glaubte, sie schlief. Jetzt funkelte sie hellwach zu ihm herüber. Sie hatte leuchtendrote Haare und eine ungewöhnlich spitze Nase.

»Das ist mein Neffe Justus«, sagte Tante Mathilda in seinem Rücken. »Und das ist Mrs. Fiedler.«

»Guten Tag.« Justus war etwas verwirrt, und weil ihm gerade nichts anderes einfiel, fügte er hinzu: »Ich wünsche gute Besserung.«

»Besserung?« Mrs. Fiedler stieß das Wort hervor, als habe sie selten etwas so Lächerliches gehört. »Wie soll sich etwas bessern in einem solchen Krankenhaus?« Sie griff nach dem Haken, der über ihr hing, und zog sich ächzend daran hoch.

»Überall Dummköpfe, die sich wichtig nehmen. Diese gefühllosen Weißkittel flicken an einem herum, als wäre man ein Stück Besenstiel.«

Justus starrte Mrs. Fiedler an. Hinter sich hörte er Tante Mathilda schnaufen. »Er hat es doch nur gut gemeint, Erna«, sagte sie. Ihr Neffe staunte. Schließlich gehörte es nicht zu Tante Mathildas Gewohnheiten, schnell nähere Bekanntschaft zu schließen. Justus spürte die Hand seiner Tante im Rücken. »Sie besteht darauf, daß ich Erna zu ihr sage«, flüsterte sie. »Sie ist etwas sonderbar, aber ich glaube, eigentlich ganz in Ordnung.«

Justus nickte. »Und wie ist das passiert, Mrs. Fiedler?« Er zeigte auf das Gipsbein.

Die Augen von Tante Mathildas Zimmernachbarin funkelten ihn an. Sie saß jetzt fast aufrecht in ihrem Bett, und Justus wunderte sich, daß das überhaupt möglich war mit ihrem nach oben

ragenden Bein. Mrs. Fiedler, kombinierte er sofort, muß ganz außergewöhnlich gelenkig sein.

»Das kann ich dir ganz genau sagen«, erwiderte Mrs. Fiedler in einem Tonfall, als würde sie gleich ein besonders gemeines Verbrechen enthüllen. »Beim Angeln!«

»Beim Angeln?« Justus sperrte Mund und Augen auf, und ehe er sich's versah, rutschte ihm ein »So etwas Komisches habe ich lange nicht gehört!« heraus. Tante Mathilda knuffte ihn ins Kreuz, aber natürlich war es zu spät.

»Komisch?« Mrs. Fiedlers Stimme überschlug sich. »Ich liege seit drei Wochen in dieser Hölle, erleide die gräßlichsten Schmerzen, werde jeden Tag mißhandelt von ahnungslosen Kurpfuschern – und du findest das komisch?«

Justus biß die Zähne zusammen. Er wußte nicht, ob er lachen oder erschrocken sein sollte darüber, daß Mrs. Fiedler ihn so mißverstanden hatte. In der nächsten Sekunde ging dem scharfsinnigen Ersten Detektiv ein Licht auf.

Mrs. Fiedler holte tief Luft, offenbar um ihre Litanei fortzusetzen. Da nahm Justus ihr mit der Zwischenbemerkung, er habe nur gemeint, Beinbrüche beim Angeln seien wohl ziemlich selten, den Wind aus den Segeln.

Hinter sich hörte er Tante Mathilda glucksen. Ihre Zimmer Nachbarin hatte den Mund schon zu einer weitschweifigen Erklärung aufgemacht und schloß ihn jetzt wieder. Das sah drollig aus, und Justus, der sich an einen Karpfen erinnert fühlte, mußte erneut ein Grinsen unterdrücken.

»Wie oft so etwas passiert, weiß ich nicht«, entgegnete Mrs. Fiedler streng. »Bei mir war es jedenfalls so. Es fühlte sich an, als hätte ein Pottwal angebissen, so schwer hing die Angel im Wasser. Natürlich wollte ich meinen Fang auch haben. Also hab' ich mit aller Kraft gezogen, so stark ich nur konnte.« Sie blickte in die Ferne, als durchlebte sie die Szene in Gedanken noch einmal.

»Und dann?« fragte Justus unvorsichtig.

»Und dann? Na was schon? Dann ist der Angelhaken von dem verrosteten Fahrrad im Bach abgerutscht, und ich bin auf dem nassen Felsen ausgerutscht.«

»Sie ist genauso auf dem Rücken gelandet wie ich«, ergänzte Tante Mathilda den Bericht. »Ist das nicht sonderbar? Sie bricht sich ein Bein, und ich mache mir die Schulter kaputt.«

»So verschieden sind die Menschen.« Diese schlaue Bemerkung konnte Justus sich einfach nicht verkneifen.

Mrs. Fiedler schien von der Erzählung erschöpft zu sein.

Jedenfalls rutschte sie wieder etwas tiefer in ihr Bett und machte die Augen zu. Allerdings hatte Justus den deutlichen Eindruck, daß sie aufmerksam verfolgen wollte, was er und seine Tante noch zu bereden hatten.

»Stell dir vor, Peter ist verschwunden.« Justus hatte kurz überlegt, ob er seiner Tante die Hiobsbotschaft zumuten konnte. Aber dann war er zu dem Ergebnis gekommen, daß Tante Mathilda sie bestimmt verkraften würde.

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Peter? Verschwunden? Das glaube ich nicht. Er wird am Meer sein und so lange trainieren, bis er gegen dich gewinnt.« Tante Mathilda lächelte ihm freundlich zu. Justus wußte, worauf sie anspielte. Daß ihr ansonsten vollkommen unsportlicher Neffe ausgerechnet das Sport-As Peter Shaw im Wasser regelmäßig hinter sich ließ, freute sie diebisch.

»Aber wir haben noch Schule. Bis Donnerstag. Und seit Samstag ist er wie vom Erdboden verschwunden.«

»Oh«, sagte Tante Mathilda nur.

Aus Gewohnheit beobachtete Justus, während er mit seiner Tante sprach, die Reaktionen von Mrs. Fiedler. Bei seinem letzten Satz glaubte er bemerkt zu haben, daß ein Augenlid zuckte.

Die Tür ging auf, und die hübsche Krankenschwester mit der Stupsnase kam herein. Sie wollte bei den beiden Patientinnen Fieber und Blutdruck messen und den Puls zählen, und Justus nutzte die Gelegenheit zu einem formvollendeten Abgang. Auf dem Weg nach draußen warf er einen Blick über die Schulter zu

Mrs. Erna Fiedler. Über ihr Gipsbein hinweg starrte sie dem Ersten Detektiv mit weit aufgerissenen Augen nach. Und als sie merkte, daß er es gesehen hatte, schaltete sie blitzschnell auf einen harmlosen Gesichtsausdruck um.

Justus fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten ins Erdgeschoß und fragte den Pförtner nach der nächsten Telefonzelle. Sie war gleich neben dem Eingang. Justus wählte, und Tante Mathilda meldete sich. »Hallo«, sagte er. »Ich bin's. Du darfst dir jetzt nichts anmerken lassen. Tu so, als sprächst du mit Onkel Titus.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?« Tante Mathildas Stimme klang ungnädig.

»Es ist wichtig«, entgegnete Justus. »Bitte tu mir einen Gefallen und wiederhole nicht meine Frage.«

»Was für eine Frage?« echote Tante Mathilda.

»Die, die ich dir jetzt stelle. Du darfst sie nicht nachsprechen!«

»Wie du willst«, kam es aus dem Hörer.

»Hast du Mrs. Fiedler von den drei Fragezeichen und unserer Detektivarbeit erzählt?«

»Natürlich. Alles. Ich bin ja stolz auf euch. War das etwa falsch?«

Justus seufzte. »Nein, nein«, sagte er schnell. »Aber tu mir bitte noch einen Gefallen. Sag zuerst laut ›Im Küchenschrank, links oben‹. Und dann wartest du einen Augenblick und sagst ›Auf Wiedersehen, Titus‹ zu mir. Und dann leg auf.«

Für einige Augenblicke blieb es still in der Leitung. »Ist das dein Ernst?« fragte Tante Mathilda.

»Mein voller Ernst«, erwiderte Justus und wiederholte, was seine Tante sagen sollte. »Du bist doch so stolz auf uns. Also tu mir den Gefallen.«

»Na schön, wenn es dir Freude macht«, sagte Tante Mathilda ziemlich laut. »Im Küchenschrank, links oben. – Auf Wiedersehen, Titus.« Und dann knackte es.

Nachdenklich marschierte Justus am Pförtner vorbei nach draußen. Die Bruthitze eines kalifornischen Sommernachmittags schlug ihm wie ein Fausthieb ins Gesicht.

Post von den Entführern

Als Justus auf den Schrottplatz einbog, fiel sein Blick sogleich auf Onkel Titus. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und marschierte, genau wie Mr. Shaw wenige Stunden zuvor, rastlos auf und ab. Im Näherkommen bemerkte Justus, daß die Enden seines mächtigen Schnurrbarts zitterten, wie oft, wenn der Gebrauchtwaren- und Antiquitätenhändler Titus Jonas aufgeregt war. »Sieh her, was ich hier habe«, sagte er und holte hinter seinem breiten Rücken ein Stück Papier hervor. »Ich habe einen Brief an dich geöffnet, weil er mir verdächtig vorkam.«

Im gleißenden Sonnenlicht kniff der Erste Detektiv die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Es war ein weißes Blatt Papier, auf das ungleich große Buchstaben aufgeklebt waren. Er mußte das Blatt von sich weghalten, um aus dem Gewirr verschiedenartiger Zeitungslettern schlau zu werden.

»Wir haben Peter«, buchstabierte Justus langsam. »Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

Der Erste Detektiv atmete hörbar auf. Sein erleichterter Gesichtsausdruck schien Onkel Titus zu irritieren. »Wieso freust du dich?«

»Freuen ist übertrieben«, antwortete Justus. »Aber immerhin wissen wir jetzt, daß Peter lebt. Und wenn das mit dem Auge um Auge und Zahn um Zahn ernst gemeint ist, dann brauchen wir ja auch um sein Leben nicht zu fürchten. Denn umgebracht hat Peter noch nie jemanden, oder?« Widerstrebend stimmte Onkel Titus zu. Aber Justus sah ihm an der Nasenspitze an, daß er sich über soviel Kaltblütigkeit wunderte. »Wir haben ohnehin vermutet, daß Peter entführt worden ist. Von Leuten, mit denen wir in unseren bisherigen Fällen zu tun gehabt haben. Irgendwelche Kerle wahrscheinlich, die durch uns hinter Gitter gekommen sind und sich nun Peter geschnappt haben.«

»Na hör mal«, beehrte Onkel Titus auf. »Das ist doch wohl schlimm genug! Da wird euer Freund irgendwo in einem dunklen Keller gefangengehalten, und du tust so, als wäre nichts.«

»Er wird nicht lange in diesem Keller bleiben. Wir wissen zwar noch nicht, wo das ist, aber ich, Bob und Kelly holen ihn da heraus.«

»Aha«, sagte Onkel Titus zweifelnd und fügte etwas hinzu über die Bescheidenheit von Menschen, die sich selbst immer zuerst nennen. Aber das hörte sein Neffe nicht.

»Wo ist der Briefumschlag?« forschte Justus. »Was war daran verdächtig?«

»Die Adresse ist mit einer sehr krakeligen Handschrift geschrieben worden«, erwiderte Onkel Titus und ging voraus ins Haus. »Diese Kerle konnten ja nicht gut auch noch die Anschrift mit ihren dummen Zeitungsbuchstaben –«

»Meistens nützt es nichts, seine Handschrift zu verstellen«, unterbrach ihn der Erste Detektiv. »Die Graphologen können einem glatt nachweisen, daß man geschrieben oder auch nicht geschrieben hat. Und wenn man sich noch so sehr anstrengt – die persönlichen Eigenheiten beim Schreiben bleiben erhalten.«

Onkel Titus war am Wohnzimmertisch stehengeblieben und wies auf den Umschlag. Justus beugte sich über das weiße Rechteck. Der Absender hatte sich wirklich große Mühe gegeben, möglichst ungelenke Buchstaben zustande zu bringen.

»Sind Fingerabdrücke von dir drauf?«

»Ein paar bestimmt.« Onkel Titus zuckte entschuldigend die Schultern. »Hab's halt nicht sofort gemerkt, was da los ist.«

»Macht nichts«, beschwichtigte Justus. »Wenn da ein brauchbarer Print vorhanden ist, werden wir ihn drüben in unserem Labor finden. Aber ich würde mich wundern, wenn diese Kerle nicht mit Handschuhen gearbeitet haben.«

»Du solltest Peters Eltern und die Polizei anrufen«, mahnte Onkel Titus.

Justus holte ein Taschentuch heraus und nahm den Brief der Entführer vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger.

Dann ging er hinüber zu dem alten Campingwagen, in dem die drei ??? ihr Hauptquartier hatten. Im Laufe der Jahre hatten sie es mit allen Schikanen ausgerüstet. Ein kleines, aber leistungsfähiges Labor, in dem vor allem Bob zu Hause war, gehörte ebenso dazu wie Telefon, Telefax und elektronisches Archiv. Justus hatte darin alles Mögliche gespeichert, von Hinweisen auf kriminalistische Fachliteratur über die Daten von Zeitungsmeldungen, die einmal für ihre Arbeit wichtig sein könnten, bis hin zu Kurzberichten über ihre Fälle. Er war stolz auf diese Sammlung und achtete darauf, daß sie immer auf dem neuesten Stand war. Er ließ sich an dem Computer nieder und rief das Stichwort »Fälle« auf.

Als die Überschrift auf dem Bildschirm erschien, lehnte er sich zurück und schloß die Augen. In seinem eigenen Computergedächtnis rief er sämtliche Kriminalfälle auf, an denen sie in den letzten Jahren gearbeitet hatten. »Kleine Konzentrationsübung«, grinste er, während er in seinem Kopf die Tatbestände von Erpressern, Betrügern, Fälschern, Einbrechern und Dieben chronologisch Revue passieren ließ. Er numerierte sie sorgfältig durch. Dann begann er von vorn.

Diesmal bekamen nur diejenigen Fälle, die damit geendet hatten, daß einer oder mehrere Übeltäter hinter schwedischen Gardinen verschwinden mußten, einen Buchstaben. Justus fing mit a) an und kam bis 1). »Genau zwölf«, murmelte der Erste Detektiv, »ich habe gut geschätzt. Das wird eine Menge Arbeit. Und jetzt wollen wir mal sehen, wie gut mein Gedächtnis tatsächlich ist.«

Er tippte die entsprechenden Befehle ein und hatte kaum eine Minute später einen Ausdruck in der Hand. Auch laut Computer hatten die drei ??? genau zwölf Fälle gelöst, bei denen der oder die Täter eine Gefängnisstrafe verbüßen mußten.

Von den Kurzbeschreibungen dieser Fälle fertigte Justus vier Kopien an. Dann griff er zum Telefon und informierte Cotta über den Brief der Kidnapper.

»Also doch«, sagte der Inspektor. »Ihr hattet wie immer einen guten Riecher.« Justus wurde ein bißchen rot und war froh, daß Cotta das nicht sehen konnte. »Hast du die Liste?« tönte es aus der Muschel.

»Ja. Es sind zwölf Fälle.«

»Gut. Wann kannst du mit Bob hier sein?«

Justus sah auf die Uhr. »Um 16 Uhr. Okay?«

»Okay. Willst du bei Peters Eltern anrufen oder soll ich das tun?«

Der Erste Detektiv überlegte kurz. Er dachte daran, daß er möglicherweise Peters Vater an den Apparat bekommen würde. Bis der ihm glaubte, daß tatsächlich ein Brief von den Entführern gekommen war, würde womöglich eine Menge Zeit vergehen. Bei Cotta war das etwas anderes, auch wenn Mr. Shaw von der Polizei nicht allzu viel zu halten schien.

»Wahrscheinlich ist es besser, wenn Sie das tun«, schlug er vor. »Der Wortlaut heißt: Wir haben Peter. Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

»Und keine Unterschrift?«

»Keine.«

»Gut. Ich werd's ihnen schonend beibringen. Und vergiß den Brief nicht.«

Justus verabschiedete sich und legte auf. Sein Blick fiel auf die Liste der Verdächtigen und von dort auf den Ausdruck mit den Kurzberichten. Gleich im ersten Fall hatten sie nach aufregenden Verwicklungen einen Bösewicht entlarvt, den der Richter für seine skrupellosen Geschäfte mit Rauschgift für mehrere Jahre in den Knast schickte. Justus spürte ein Kribbeln im Bauch. Wenn es dieser Gangster war, der Peter in der Mangel hatte, dann war es verdammt ernst. Justus erinnerte sich nur zu gut, wie er mit den Menschen umgesprungen war, die sich ihm nicht gleich

beugten. Andererseits, beruhigte er sich, mußte man nicht gleich an das Schlimmste denken.

Außerdem war das Urteil in diesem Prozeß so hart ausgefallen, daß der Mann immer noch saß, falls er nicht vorzeitig aus der Haft entlassen worden war. Justus nahm das Original des Ausdrucks und kritzelte oben auf die erste Seite: »Achtung! Entlassungstermine!« Aus der Schublade des kleinen Schreibtischs nahm er eine Hülle und legte sachte den Brief der Entführer und den Umschlag hinein. Um Zeit zu sparen, verzichtete er darauf, den Brief unter das Mikroskop zu legen und selbst nach Fingerabdrücken zu suchen.

Peter hatte einige Zeit gedöst und diese Frist genutzt, um nachzudenken. Schließlich war er eingeschlafen. Als er aufwachte, fühlte er sich besser. Er sprang auf und sah nach, ob die nächste Essensration da war. Aber er fand nichts. »Sehr gut«, sagte er grimmig.

Offensichtlich wollten seine Entführer ihn nicht verhungern lassen, also mußte über kurz oder lang wieder eine Mahlzeit angeliefert werden. Darauf beruhte sein Plan. Als erstes schob er seine metallene Liege vor die Tür und probierte aus, ob er darunterpaßte. Es ging ohne Probleme. Dann nahm er die Decke, faltete sie zu einer länglichen Form zusammen und legte sie in der gegenüberliegenden Ecke seines Gefängnisses auf den Boden. Sie wurde gerade noch von der Lampe beleuchtet, wenn auch nur schwach. Er zog Hose und Schuhe aus, schob sie unter die Decke, trat zurück und betrachtete kritisch sein Werk.

»Das ist noch nicht genug«, flüsterte er und verfluchte die Kidnapper, weil sie alles aus der Hütte entfernt hatten. Stirnrunzelnd drehte er sich um die eigene Achse und starrte ins Dunkel. Es mußte doch noch etwas geben, was ihm jetzt helfen konnte. Natürlich! Das leer gegessene Tablett mit der Gefängniskost! Im Dunkeln stieß er mit der Fußspitze dagegen. Ohne lange zu überlegen, packte er es und brach es kurzentschlossen über seinem

Knie in zwei Teile. Peter genoß das Krachen und Splittern. Es paßte gut zu seiner Kampfeslust. Die beiden Tablethälften schob er senkrecht unter die Decke. Dann streifte er sein helles T-Shirt über den Kopf und knüllte es am Ende der Decke zusammen. Er tastete sich zur Tür zurück und nahm sein Werk erneut in Augenschein.

Diesmal gefiel es ihm schon viel besser: Im Halbdunkel konnte das Ganze aussehen wie ein am Boden liegender Mensch. Daß etwas nicht in Ordnung war, würde der Kidnapper merken, wenn er an die Liege stieß, die gleich vor der Tür stand. Als nächstes würde sein Blick auf das regungslose Bündel fallen ...

Jetzt galt es nur noch wachzubleiben. Peter nahm sich vor, seinem Biologielehrer in der High School heftig zu widersprechen, wenn der das nächste Mal etwas über die sogenannte innere Uhr erzählen würde. Er, Peter, besaß jedenfalls keine. Wenn doch, dann war sie längst stehengeblieben. Und er wußte nicht einmal, wann. Er besaß nicht die leiseste Ahnung, welche Tageszeit war. Er wußte nur, daß nicht Nacht sein konnte, denn durch die Wände seines Kerkers drang kaum hörbar ein munteres Konzert aus Dutzenden von Vogelkehlen.

Die nächsten Stunden wurden quälend lang. Nach gymnastischen Übungen marschierte Peter in der Hütte auf und ab, immer zehn Schritte hin und zehn Schritte zurück. Dann setzte er sich auf die Liege und lauschte hinaus, während er sich jeden Winkel in und um Rocky Beach in Erinnerung rief, in dem man jemanden gefangenhalten konnte. Schließlich malte er sich aus, was Justus und Bob und Kelly in der Zwischenzeit wohl alles angestellt hatten, um sein Versteck ausfindig zu machen oder dahinter zu kommen, wer ihn gekidnappt hatte. Bei diesem Gedanken wurde er ratlos.

Immer wieder hatte er sich sein Hirn zermartert, ob er die Stimme des Mannes kannte, der ihm im Auto aufgelauert hatte. Aber in seiner Erinnerung rührte sich nichts.

Als er bemerkte, daß ihn das endlose Sinnieren wieder schläfrig zu machen drohte, sprang Peter auf. Ein paar Liegestütze, das wußte er, waren das richtige Mittel, um ihn wieder in Schwung zu bringen. Leise zählte er mit. Ab und zu hielt er inne, um nach draußen zu horchen, wo das Zirpen und Zwitschern allmählich schwächer zu werden schien. Als er bei achtzehn ankam und wieder verharrte, hörte er draußen ein Geräusch. Mit einem Riesensatz sprang der Zweite Detektiv zur Liege und kroch darunter. Im selben Augenblick drehte sich ein Schlüssel im Schloß.

Ein Fall für Dr. Ferguson

Diesmal empfing der Inspektor sie nicht wie sonst in seinem Büro, sondern erwartete sie an der Pforte des Polizeipräsidiums. Mit einer Hand in der Tasche plauderte er gerade mit dem Wachhabenden, als Justus, Bob und Kelly das Gebäude betraten. Der Erste Detektiv schwitzte. In der sommerlichen Hitze waren sie mit ihren Fahrrädern quer durch die Stadt geradelt.

»Das ist Kelly«, stellte Justus vor. »Sie ist Peters Freundin und wollte unbedingt mitkommen.«

Cotta nickte ihr freundlich zu. »Kommt mit«, forderte er sie auf und ging voraus. Er lotste sie durch kahle, endlos scheinende Flure und Treppen. Bob wunderte sich, denn von außen machte das Präsidium keineswegs einen so geräumigen Eindruck. Bisher kannten sie nur den kurzen Weg zum Büro des Inspektors. Es kostete die drei einige Mühe, mit Cottas langen Schritten mitzuhalten.

»Wo gehen wir denn eigentlich hin?« stieß Justus schließlich hervor. Er haßte es, nicht zu wissen, was vorging. Außerdem spürte er, wie die Schweißtropfen an seinem Körper herunterrannten. Das half nicht gerade, seine Stimmung zu bessern.

»Zum Psychologen«, erwiderte Cotta. »Dieser Fall ist etwas für unseren Polizeipsychologen.«

»Was macht denn so ein Polizeipsychologe überhaupt?« raunte Bob.

Justus schaute verdutzt drein und antwortete: »Gangstern auf den Zahn fühlen, ohne daß die's merken.«

Das erste, was der Erste Detektiv sah, als er hinter Cotta und Kelly das Büro betrat, war ein Poster von Sigmund Freud. Das eindrucksvolle Foto, das den weltberühmten Seelenarzt aus Wien mit Nickelbrille, Bart und forschendem Blick zeigte, hing überlebensgroß an der Wand hinter dem Schreibtisch.

An genau derselben Stelle, stellte Justus sogleich fest, an der in Cottas Büro Humphrey Bogart sein Pokerface sehen ließ.

Er konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

»Doktor Hannah Ferguson«, sagte der Inspektor. Vor ihnen stand eine zierliche Schwarze mit Afro-Look in lustiger bunter Kleidung. Der Stapel von Akten auf ihrem Schreibtisch zeigte, daß Doktor Ferguson reichlich zu tun hatte. Sie ließ sich ihre Besucher vorstellen, gab jedem die Hand und bat sie in eine Sitzecke.

»Ihr seid also Privatdetektive«, stellte sie freundlich fest.

»Und du bist die Freundin des Entführten.«

Justus fing den prüfenden Blick auf, den die Psychologin auf Kellys traurigen Gesichtsausdruck warf, und war froh, daß sie sie nicht mit Gemeinplätzen zu trösten versuchte. »Ich höre, du hast eine Liste der Fälle, an denen ihr in den letzten Jahren gearbeitet habt«, wandte sich Doktor Ferguson an Justus.

»Nicht von allen«, erwiderte der Erste Detektiv und zog drei Seiten aus der Brusttasche. »Nur von denen, bei denen es Gefängnisstrafen gab.«

»Ich habe Doktor Ferguson flüchtig unterrichtet«, schaltete sich Cotta ein. Justus wunderte sich. Sonst war der Inspektor nicht so förmlich. Vor der Polizeipsychologin schien er ziemlichen Respekt zu haben. Jetzt drehte er sich zu ihr. »Wir nehmen an, daß Peter Shaw von Leuten gekidnappt wurde, die sich dafür rächen wollen –«

»– daß sie von diesen jungen Leuten hier überführt wurden und ins Gefängnis mußten«, unterbrach Dr. Ferguson. »Ich weiß Bescheid. Es gab einen Brief. Auge um Auge und Zahn um Zahn.«

Justus reichte ihr und Cotta eine Kopie. Kelly und Bob holten ihre Exemplare heraus und legten sie auf den Tisch. »Es sind genau zwölf Fälle.«

Dr. Ferguson holte von ihrem Schreibtisch eine farbenfrohe Lesebrille und vertiefte sich in die Texte. Gespannte Stille trat ein. Justus war neugierig, was sie zu seinen Kurzbeschreibungen sagen würde. Bob überlegte, was Peter in diesem Augenblick

wohl tat. Kelly starrte zu Boden, und Cotta schlug ein paar Mal nach einem lästigen Insekt, das um sie herumschwirrte. Ab und zu schrieb die Psychologin etwas an den Rand. Sie hat eine gründliche Art zu arbeiten, dachte Justus, das imponiert mir. Und auf einem hohen Roß sitzt sie auch nicht.

»Ich hoffe, ihr habt keine übertriebenen Erwartungen«, sagte Dr. Ferguson plötzlich. »Ich kann unmöglich auf einen der Fälle zeigen und sagen: Geht zu diesem Mr. Miles vom Fall f), der hat euren Freund Peter.«

»Ist doch klar«, murmelte Bob.

»Was ich sagen kann, ist: Mit aller gebotenen Vorsicht scheiden auf den ersten Blick die Täter von vier dieser zwölf Fälle aus.«

»Warum?« wollte Kelly wissen.

»Aus verschiedenen Gründen. Sie alle zu nennen, würde zu weit führen. Der wichtigste ist: Diese vier haben es durchweg so direkt auf Bereicherung abgesehen, daß eine solche Aktion einfach schlecht zu ihnen paßt.«

»Sie meinen, die sind zu grob?« forschte Bob.

»Ganz recht«, stimmte Dr. Ferguson zu. »Wenn eure Vermutung richtig ist, dann handelt es sich bei dem Kidnapper um jemanden, der sehr verletzlich ist. Er verfügt über viel Sensibilität. Sehr wahrscheinlich fühlt er sich zu Unrecht bestraft. Darunter leidet er so sehr, daß er meint, dieses Unrecht unbedingt korrigieren zu müssen.«

»Wenn er so sensibel wäre, dann würde er dafür aber nicht seinerseits ein Unrecht begehen«, wandte Kelly ein. Sie war sichtlich wütend.

Die Polizeipsychologin verzog keine Miene. Sie setzte ihre bunte Brille ab und musterte Kelly aufmerksam. »Ich verstehe dich gut«, sagte sie. »Du hast Angst um deinen Freund. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ginge es mir nicht anders.« Sie tippte auf Justus' Texte. »Aber wenn ich euch helfen soll, dann müssen wir versuchen, unsere Gefühle gegenüber den Entführern beiseite zu

schieben. Es geht darum, uns in sie hineinzusetzen. Das heißt keineswegs, daß wir billigen, was sie getan haben.«

Dr. Ferguson wandte sich an Cotta. »Diese Beschreibungen sind als erster Einstieg gut geeignet«, sagte sie, und Justus wuchs in seinem Sessel ein Stück. »Aber natürlich enthalten sie zunächst nichts anderes als jeweils den bloßen Tathergang.

Für die Persönlichkeit der Verurteilten finde ich zu wenig Anhaltspunkte. Deshalb werde ich zu diesen acht Fällen, die übrigbleiben, die Gerichtsakten brauchen.«

»Ich Sorge dafür, daß Sie sie morgen früh auf Ihrem Schreibtisch haben«, versprach Cotta.

Dr. Ferguson bedankte sich. »Wenn wir Glück haben, könnte ich morgen nachmittag die drei oder vier Täter nennen, die am ehesten für einen solchen Racheakt in Frage kommen.«

Sie legte die Fingerspitzen aneinander. »Wie groß und kräftig ist Peter?«

»Er hat die Figur und die Kraft eines Modellathleten«, sagte der Inspektor.

»Er ist der beste Sportler an der High School«, ergänzte Bob.

»Das bedeutet, daß er wahrscheinlich nicht von einer einzigen Person gekidnappt wurde, oder?«

»Das vermuten wir auch«, bestätigte Justus, und Cotta berichtete in knappen Worten von den Schlußfolgerungen, die Justus und Kelly aufgrund ihrer Funde auf dem Parkplatz angestellt hatten. Die Psychologin hörte zu und schenkte den beiden dann ein anerkennendes Lächeln. »Nicht übel.« Sie wandte sich mit einem freundlich-spöttischen Gesichtsausdruck an Cotta. »Ich wünschte mir manchmal, die Polizei von Rocky Beach legte ebenso viel Scharfsinn an den Tag.«

Cotta ging nicht darauf ein. »Jedenfalls hat der Kidnapper höchstwahrscheinlich einen oder vielleicht sogar mehrere Helfer gehabt. Ein klassischer Einzeltäter käme demnach nicht in Frage.«

In Sekundenschnelle ging Justus die acht Fälle durch. »Sind sowieso nicht dabei«, stellte er fest. »Wir haben es eigentlich immer mit Leuten zu tun, die andere in ihre kriminellen Machenschaften mit hineinziehen.« Der Erste Detektiv lauschte seinen eigenen Worten nach und fand ausnahmsweise, daß sie ein bißchen gestelzt klangen. Bob schien derselben Meinung zu sein, denn er zog schmerzlich die Mundwinkel hoch und versetzte Justus unter dem Tisch einen sanften Tritt.

»Also gut«, sagte Dr. Ferguson und stand auf. »Das Beste ist, ihr seid morgen nachmittag um 16 Uhr wieder hier in meinem Büro.«

Sie verabschiedeten sich. Cotta marschierte hinaus, und Justus stand mit Kelly schon in der Tür, als der Psychologin noch etwas einfiel. »Ich sollte wissen«, sagte sie, »in welchen Fällen euer Freund Peter besonders aktiv war bei der Überführung der Täter. Ich meine, so aktiv, daß sie es mitbekommen haben könnten.«

»Das sind b), f) und g)«, erwiderte Justus. »Bis morgen.« Er machte die Tür von außen zu und stellte sich die verblüffte Miene der Psychologin vor. Aber im Grunde war er davon überzeugt, daß Peter ganz zufällig ausgesucht worden war.

Cotta stand mit beiden Händen in den Hosentaschen auf dem breiten Flur. »Na, was sagt ihr?« meinte er. »Dr. Ferguson ist absolute Spitze. Bei ihr ist Peter in den besten Händen.«

Justus wunderte sich über den sonderbaren Ausdruck.

Schließlich war Peter nicht in den Händen der Psychologin, sondern in denen seiner Entführer.

Zweikampf

Peter registrierte, wie kaltblütig er war. Oft, wenn es spannend wurde, spürte er deutlich seinen eigenen Herzschlag, und seine Hände wurden feucht. Diesmal war alles anders. Wild entschlossen starrte er zur Tür. Mit nacktem Oberkörper lag er flach auf dem Bauch, über sich die Liege, und versuchte, ganz leise zu atmen.

Die Tür stieß gegen den Rahmen der Liege, und zum ersten Mal seit vielen Stunden blickte Peter aus seinem Versteck in natürliche Helligkeit. Allerdings war sie gedämpft: Draußen herrschte Dämmerung, so daß sich die Augen des Zweiten Detektivs schnell an die Lichtverhältnisse gewöhnen konnten.

Das einzige, wofür er sich jetzt jedoch interessierte, waren diese zwei Beine, die zum Greifen nahe vor ihm standen.

Mit einem kräftigen Fußtritt stieß der Unbekannte gegen die Liege. »Hände hoch, und zurück zur Wand!« bellte eine herrische Stimme. In der Hütte flammte ein Licht auf.

Auf diesen Moment hatte Peter gewartet. Seine Hände schossen nach vorn und krallten sich wie Schraubstöcke um die beiden Hosenbeine. Mit aller Kraft riß er sie zu sich heran.

Ein schriller Schrei und das dumpfe Geräusch von einem Sturz waren die Antwort.

Peter schüttelte die Liege mit einem Katzbuckel ab und sprang auf die Füße. Vor ihm, halb in der Hütte und halb draußen, lag eine Gestalt auf dem Rücken. Sie war von Kopf bis Fuß in Schwarz gehüllt. Auch von ihrem Gesicht war nichts zu erkennen. Eine Maske ließ nur für die Augen zwei schmale Schlitze frei. Die Gestalt stöhnte und schien sich vor Schmerzen zu krümmen. Eine Woge der Genugtuung durchflutete Peter, aber er hielt den kurzen Kampf zu früh für gewonnen.

»Hände hoch!« fauchte es zu ihm hinauf. Peter kniff die Augen zusammen. In Hüfthöhe konnte er einen dunklen, länglichen Gegenstand erkennen, der auf ihn gerichtet war.

Blitzartig durchzuckte ihn ein zorniger Gedanke: Du befiehlst mir nichts mehr. Mit voller Wucht traf sein Fuß die Hand des Gegners und riß ihm den Arm nach hinten. Das, was aussah wie eine Pistole, segelte im hohen Bogen in die Abenddämmerung.

Peter stürzte sich mit einem Hechtsprung auf den Maskierten.

Aber blitzschnell hatte der beide Beine bis hinauf zur Brust gezogen und rammte jetzt dem Zweiten Detektiv seine Füße in Bauch und Gesicht. Peter schrie vor Schmerz und Überraschung auf. Wie von einem Gummiband gezogen prallte er zurück und plumpste auf die Thermoskanne, die der Maskierte neben der Tür zur Hütte abgestellt hatte. Vor Peters Augen tanzten Sterne, und einen Augenblick lang dachte er, sein Rückgrat sei gebrochen. Der Tritt in den Magen hatte ihm den Atem genommen.

Als er wieder klar sehen konnte, war die Gestalt schon zehn Meter entfernt. Gebückt huschte sie zu etwas Flachem, Glänzendem, das Peter bis dahin noch nicht wahrgenommen hatte. Und nur ein paar Wimpernschläge später heulte ein Motor auf. Scheinwerfer schlugen eine Schneise aus gleißend hellem Licht in den Wald. Noch liegend, jetzt auf die Ellenbogen gestützt, sah Peter, wie das Licht in rasendem Tempo einen Halbkreis beschrieb. Er hatte das Gefühl, daß sein Blut stockte, als es zuerst die Hütte erfaßte und dann ihn. Der Motor dröhnte Peter in den Ohren, und die beiden runden Augen, aus denen die Lichtkegel drangen, flogen förmlich auf ihn zu.

Zur Flucht war es zu spät. Unwillkürlich riß Peter die Hände vors Gesicht. Doch dann kreischten Bremsen auf. Kaum einen Meter vor ihm kam das Licht zum Stehen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Peter in die Scheinwerfer, die ihn höhnisch anzugrinsen schienen. Wie durch einen Schleier hindurch nahm er das Brummen des Motors wahr. Sekunden verrannen und wurden zur Ewigkeit.

Und dann heulte der Motor wieder auf. Aber es war das helle Singen des Rückwärtsgangs, das Peter sofort erkannte. Und wirklich zogen sich die strahlenden Augen zurück. Der Zweite

Detektiv rappelte sich auf. Wenn der Wagen wieder auf mich zuschießt und diesmal nicht anhält, dachte er, springe ich beiseite oder auf die Kühlerhaube. Doch schon preschte das Fahrzeug an ihm vorbei, und gerade als Peter den Kopf herumriß, um das Kennzeichen zu lesen, schaltete der Fahrer das Licht aus. Das hintere Nummernschild war kaum zu erkennen, geschweige denn zu entziffern. Verblüfft starrte er dem dunklen Schatten nach, der bald hinter der nächsten Baumgruppe verschwunden war.

»Das war knapp!« ächzte er. Ohne lange zu überlegen, taumelte er zu der Stelle, wo die Waffe des Maskierten niedergegangen war. Als sein Fuß dagegen stieß, sprenkelte weit weg ein Blitz den Himmel, und noch ehe ein leises Donnern ertönte, fühlte Peter auf seiner nackten Schulter den ersten Tropfen eines näherrückenden Wolkenbruchs.

Wenige Minuten später brach ein Unwetter los, wie Peter es lange nicht mehr erlebt hatte. Blitze zeichneten die kühnsten Muster in den Nachthimmel, Donnerschläge ließen den Waldboden wanken und fast das Trommelfell platzen. Aus pechschwarzen Wolkentürmen, die vom Widerschein der Blitze grell angeleuchtet wurden, ergoß sich Regen wie aus einem riesigen Faß auf die Erde. Und der dahinrasende Wind veranstaltete mit seinem stürmischen Pfeifen, seinem klagenden Winseln ein schauerliches Konzert.

Peter machte das alles nichts aus. Im Gegenteil, er genoß es in vollen Zügen. Er stand in der Tür der Holzhütte, die eben noch sein Gefängnis gewesen war, hatte die Arme vor der Brust gekreuzt wie ein stolzer Hausbesitzer und sog mit geblähten Nasenflügeln die feuchte Luft ein. In seinem Gürtel steckte die Pistole, die der Maskierte beim Kampf mit ihm verloren hatte. Im Schein der Grubenlampe hatte er die Waffe untersucht und festgestellt, daß sie funktionstüchtig und geladen war. Peter malte sich aus, wie er Kelly, Justus, und allen in der Schule und natürlich den Reportern seine Erlebnisse erzählen würde. Auf den Titelseiten der kalifornischen Zeitungen würde sein Foto prangen mit der

Story von dem durchtrainierten Jungen, der sich aus eigener Kraft aus der Gewalt seines Kidnappers befreit hatte.

Da, was war das? Ein Blitz erleuchtete den Wald, und zwischen den Bäumen vor ihm glaubte Peter einen schwarzen Schatten zu sehen. Er kniff die Augen zusammen, aber als Firmament und Wald erneut in gleißendes Licht getaucht wurden, blendete ihn das so, daß er nichts sehen konnte.

Der Schatten kam bedrohlich näher. Wieder wurde der Himmel zu einer einzigen großen Lichtkuppel. Direkt über der Hütte schien er seine Schleusen zu öffnen. So mächtig brandete der Regen zur Erde, daß sich vor Peters Füßen binnen kurzem kleine Bäche gebildet hatten, die in dem leicht zu den Bäumen hin abfallenden Gelände ein verwirrendes Geflecht von kleinen Wasserläufen bildeten. Knallend, wie Peitschenhiebe, rollte die nächste Welle von Donner über ihn hinweg.

Beim nächsten Mal war der Schatten nur noch wenige Meter entfernt. Unwillkürlich trat Peter einen Schritt in die Hütte zurück und griff nach der Waffe in seinem Gürtel. Plötzlich ertönte ein entsetzliches Geräusch, ein herzerreißend klagender Ton, der sich mit dem verebbenden Donner mischte und schließlich allein gegen das Prasseln der Wassermassen und das Pfeifen des Sturms ankämpfte. Für einen Augenblick hatte Peter das Gefühl, als geföre das Blut in seinen Adern.

Im Widerschein des nächsten Blitzes bot sich dem Zweiten Detektiv ein gespenstisches Bild. Wie zur Salzsäule erstarrt, auf steilen Vorderläufen, saß, nur ein paar Schritte von der Hütte entfernt, ein schwarzes Tier. Es hatte die Schnauze hinaufgereckt zu den tobenden Elementen und stimmte jetzt wieder sein schmerzliches Lied an. Peter schluckte. Er steckte den Revolver in den Gürtel, ging in die Knie und pff, ehe der nächste Donner heranrollte, so laut er konnte.

Das Geheimnis der Glaskugel

Am Mittag des folgenden Tages besuchte Justus wieder Tante Mathilda im Krankenhaus. Eigentlich hätte er das lieber allein getan; aber Onkel Titus war nicht von der Idee abzubringen gewesen, daß die Patientin am meisten Freude haben würde, wenn Mann und Neffe zusammen an ihrem Bett säßen.

Justus stieg aus dem uralten klapprigen Lkw und begleitete seinen Onkel zur Pforte. Verstohlen beobachtete er ihn von der Seite. Von den amüsierten Gesichtern, die sich zum Teil sogar nach ihm umsahen, bekam sein Onkel augenscheinlich nichts mit. Oder aber er hatte sich entschlossen, die kleinkarierten Regungen seiner Mitmenschen zu ignorieren. »Dieses Fahrzeug ist fahrtüchtig«, pflegte er, gefragt oder ungefragt, in regelmäßigen Abständen mitzuteilen. »Das ist das einzige, was an einem Fahrzeug wesentlich ist. Ob es schön aussieht, ob der Lack glänzt und die Elektronik der letzte Schrei ist – dafür interessieren sich nur Dummköpfe.«

Tante Mathilda ging es nicht besonders gut. Um die Nase herum war sie ziemlich weiß, und sie klagte über fortwährende Schmerzen in der gebrochenen Schulter. Sie hatte kaum zu erzählen begonnen, da schaltete sich ihre Zimmernachbarin ein.

Mrs. Erna Fiedler stellte lautstark die Frage, ob Tante Mathilda ernsthaft gehofft habe, daß man ihr in diesem Krankenhaus helfen würde. »Das ist doch nun wirklich naiv«, tönte es aus den Kissen, die sie um ihren Kopf herum aufgetürmt hatte. Sieht aus, dachte Justus, wie ein Schutzwall gegen die böse Welt im allgemeinen und gegen diese angeblich vollkommen unfähigen Ärzte im besonderen.

»Ach, Erna«, seufzte Tante Mathilda. Offensichtlich hatte sie die Nörgeleien ihrer Nachbarin in den vergangenen vier Tagen schon oft gehört.

Justus bemerkte eine Falte zwischen den buschigen Augenbrauen von Onkel Titus. Sie wurde immer steiler, und Justus

befürchtete, sein Onkel würde jeden Moment explodieren. So gemütlich Onkel Titus normalerweise war, so wenig konnte er es vertragen, wenn Tante Mathilda unter anderen Menschen zu leiden hatte. »Kannst du aufstehen? Dann laß uns ein wenig nach draußen gehen«, sagte er mit einem Seitenblick auf Mrs. Fiedler. »Das wird dir guttun.«

Tante Mathilda nickte und stemmte sich mühsam hoch. Als Justus am Bett von Mrs. Fiedler vorüberkam, machte sie ihm ein Zeichen, daß sie mit ihm sprechen wollte. Er nickte kurz und ging hinaus.

Sie spazierten auf dem Flur auf und ab und sprachen über die vergangenen Tage, bis Tante Mathilda auf Peters Verschwinden kam. »Wie mag es ihm nur gehen? Habt ihr schon etwas von ihm gehört?« fragte sie besorgt.

»Wir sind sicher, daß ihm keine Lebensgefahr droht.« Justus erzählte von dem anonymen Brief und daß sie mit Hilfe einer Polizeipsychologin diejenigen Übeltäter herauszufinden hofften, die für ein Kidnapping als Racheaktion in Frage kamen.

Onkel Titus strich die Enden seines schwarzglänzenden Schnurrbarts glatt und meinte mit einem beruhigenden Lächeln zu seiner Frau hin, diese raffinierte Methode werde bestimmt zum Erfolg führen.

»Wollen wir uns nicht in den Aufenthaltsraum setzen?« schlug Justus vor, als sie an einem kleinen Zimmer mit zwei Sitzecken vorüberkamen. »Wäre etwas gemütlicher als hier auf dem zugigen Flur.« Kaum saßen sie, entschuldigte er sich kurz, und bald darauf stand er vor Erna Fiedler. Diesmal glänzten ihre Augen geheimnisvoll.

»Sie wollen mit mir reden? Worum geht es denn?« fragte Justus gespannt.

Anstatt zu antworten, beugte sie sich zu dem Tischchen neben ihrem Bett. Sie zog die Schublade auf und brachte eine große Glaskugel zum Vorschein, die ein merkwürdiges blausilbriges Licht ausstrahlte.

»Habt ihr große Angst um Peter?« erkundigte sie sich. Sie schien sehr nervös zu sein.

Justus wußte darauf keine Antwort. Was hatte Erna Fiedler mit Peter Shaw zu tun? Er hob die Schultern, murmelte etwas von Polizei und davon, daß Peter großartig auf sich selbst aufpassen könne.

Mrs. Fiedler seufzte erleichtert. »Setz dich dort drüben hin!« forderte sie ihn auf und wies auf einen Stuhl, der zu Tante Mathildas Bett gehörte. »Schließ die Augen und hör mir genau zu. Ich habe in dieser Kugel gesehen, wo euer Freund Peter ist.«

Justus betrachtete Mrs. Fiedler, als käme sie von einem anderen Stern. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wieso sollte ich an diesen Hokuspokus glauben? Warum hat sie bei meinem ersten Besuch so erschrocken dreingeschaut? Vielleicht könnte es doch nicht schaden, sich den Zauber mit der Glaskugel einfach mal anzusehen?

»Tatsächlich?« sagte er schließlich und gab sich große Mühe, verblüfft zu klingen. »Das wäre ja toll! Das wäre Wahnsinn!«

Gehorsam setzte er sich auf den Stuhl und schloß die Augen.

Allerdings so, daß er durch einen feinen Spalt Mrs. Fiedler beobachten konnte. Sie saß aufrecht in ihrem Bett – Justus staunte wieder über ihre Gelenkigkeit, denn ihr Bein streckte sich nach wie vor scharf abgewinkelt nach oben – und hatte ebenfalls die Augen geschlossen. Wie in einer Schale ruhte die mysteriöse Glaskugel in ihren Händen. Mit einem Mal öffnete Mrs. Fiedler die Augen, hielt aber den Blick starr auf die Kugel gerichtet. Auf ihrem Gesicht lag etwas Entrücktes.

»Ich sehe –«, begann sie, aber weiter kam sie nicht. Geräuschvoll ging die Tür auf, die nette Krankenschwester, die Justus schon kannte, flatterte herein und fragte, einen Zettel in der Hand, ob Mrs. Fiedler am Abend lieber Kalbs- oder Lamnbraten zu essen wünschte. Gereizt meinte Mrs. Fiedler, das sei ihr vollkommen gleichgültig. Die Schwester warf einen irritierten Blick auf die Patientin und die bläulich schimmernde Kugel in ihrem

Schoß, machte ein Kreuzchen auf ihrem Zettel, sah zu Justus und öffnete schon den Mund. Aber dann zog sie wortlos die Tür hinter sich zu.

»Ich sehe –«, fing Mrs. Fiedler nach kurzer Konzentrationspause noch einmal an, »ich sehe Wald.« Sie ächzte vernehmlich, als bereitete ihr die Vorführung beträchtliche Anstrengung. »Ich sehe Hirsche. Starke, große Tiere.« Sie senkte ihre Stimme und flüsterte jetzt beinahe. »Ich sehe ihre blutigen Geweihe an der Wand.«

Justus schrak zusammen. Erna Fiedlers beschwörende Stimme verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht. Er wagte kaum zu atmen. »Und Peter? Wo ist Peter? Haben Sie ihn gesehen?« fragte er bekloffen.

Zuerst reagierte sie überhaupt nicht. Regungslos hockte sie inmitten ihrer Kissen. »Bei den Geweihen«, erwiderte sie plötzlich.

»Er befindet sich im Haus eines Jägers«, murmelte Justus. »Stimmt das?« Durch seinen Augenschlitz hindurch beobachtete er ihr Mienenspiel. Ab und zu zuckten ihre Lider.

Plötzlich kam ihm der Verdacht, daß die Frau es vielleicht auf eine Belohnung abgesehen hatte. Über kurz oder lang, so konnte sie sich ausgerechnet haben, würde es gewiß eine Belohnung für Hinweise in der Entführungssache geben. Und bisher sprach alles dafür, daß Erna Fiedler allen Ernstes daran glaubte, in gläsernen Kugeln würde sichtbar, was sich anderswo abspielte.

»Im Haus eines Jägers«, echote Mrs. Fiedler. »Ich sehe Holz. Viel Holz. Eine Hütte. Eine Hütte mitten im Wald.«

»Sehen Sie auch Peter?«

Erna Fiedler schnaufte, als sei sie dabei, einen Dreitausender zu besteigen. »Großer Junge«, stieß sie schließlich hervor. »Stark, muskulös. Da! Ich sehe ihn in der Arena.«

»Er ist ein großer Sportler«, stimmte Justus zu. Aber er vergaß keine Sekunde, daß Tante Mathilda ihrer Zimmernachbarin alles über die drei ??? erzählt hatte. Was führte sie bloß im Schilde?

Wenn sie hingegen recht hatte, würde das möglicherweise die Suche nach Peters Kidnappern sehr erleichtern.

Justus stellte sich vor, wie er unter dem Poster von Sigmund Freud stehen und Doktor Ferguson erklären würde, sie hätte sich ihre ganze Mühe umsonst gemacht. Denn von einer Hellseherin habe er soeben erfahren, daß der Täter ein Jäger sein müsse. Also brauchte die Polizei die Liste der Verdächtigen nur noch darauf zu überprüfen, auf wen das zutraf. Gleich darauf sah er das nüchtern-freundliche Gesicht der Psychologin vor sich, mit ihrer lustigen bunten Brille, und sie fragte, seit wann denn so berühmte Detektive auf einen solchen Unsinn hereinfließen.

Justus wurde rot. Er rief sich zur Ordnung, kniff sich vorsichtshalber einmal kräftig in den Arm, damit er in die Gegenwart zurückkehrte, und schoß die Frage ab, die ihn am stärksten interessierte. »Mrs. Fiedler«, sagte er streng, »wo bitte steht denn diese Hütte?«

Mrs. Fiedler schien keineswegs aus dem Konzept zu geraten. Nur ihr linkes Augenlid zuckte ein wenig. »Ich sehe das Meer«, sagte sie wieder mit ihrer Grabesstimme. »Aber nur einen winzigen Streifen am Horizont, überragt von himmelhohen Bauwerken.« Ächzend hielt sie inne. Sie räusperte sich und fuhr mit belegter Stimme fort. »Ich sehe Orangen, viele Orangen, ich sehe Berggipfel und Wälder. Wälder unter Berggipfeln.«

Justus kratzte sich am Kopf. Zweifellos war das Gelände, das Mrs. Fiedler hier beschrieb, die hügelige Gegend östlich von Los Angeles, mit den riesigen Obstplantagen in den Tälern, aus denen bewaldete Berge aufstiegen. Allerdings maß diese Region weit mehr als einhundert Quadratmeilen, und wenn Mrs. Fiedlers Glaskugel keinen genaueren Standort angeben konnte, dann würde es Wochen oder sogar Monate dauern, bis die Polizei die ganze Gegend durchgekämmt hatte.

»Wo ist denn das genau?« fragte der Erste Detektiv. Aber er spürte gleich, daß es vergeblich sein würde. Tatsächlich schien Mrs. Fiedler am Ende ihres Lateins angekommen zu sein.

»Ich sehe Orangen«, wiederholte sie mit Nachdruck. »Ich sehe Berggipfel und Wälder. Wälder unter Berggipfeln.«

Mrs. Fiedler keuchte und streckte sich und betrachtete die Kugel für einen kurzen Moment wie einen unbekanntes Gegenstand, der unvermutet in ihren Besitz geraten war. Eine Zeitlang verharrte sie bewegungslos, dann holte sie tief Luft.

Mit einem Ruck zog sie die Schublade auf und ließ ihr Zauberinstrument wieder darin verschwinden.

Justus trat an ihr Bett. Mrs. Fiedlers Gesicht war deutlich gerötet. Auf ihrer Stirn glänzte matt ein Film aus Schweiß.

»Genauer können Sie es nicht sagen?«

»Tut mir leid.« Sie hob die Hände. »Aber irgendwo dort oben ist er. Man soll suchen.«

»Ich wünsche Ihnen gute Besserung«, sagte Justus. »Ich muß gehen.«

»Sag deiner Tante nichts. Ich glaube, sie will nicht, daß ich mich da einmische.« Erna Fiedler sprach wieder mit normaler Stimme.

Kurz darauf öffnete er die Tür zum Aufenthaltsraum. Titus Jonas hatte inzwischen entdeckt, daß man in diesem Raum rauchen durfte. Und auf Tante Mathildas ausdrücklichen Wunsch hin hatte er sich eine Zigarre angesteckt, die erste seit Tagen.

»Die eine Zigarre«, sagte Tante Mathilda gerade, als Justus hereinkam, »wird dir bestimmt nicht schaden. Und mir fehlt regelrecht was.«

Durch eine Qualmwolke hindurch warf Onkel Titus seinem Neffen einen prüfenden Blick zu. »Warst lange weg«, brummte er. »Ist etwas mit dir nicht in Ordnung?«

»Oh, doch«, erwiderte Justus. Allerdings ertappte er sich dabei, daß er an seiner Lippe zupfte, wie immer, wenn er scharf nachdachte. »Ich bin okay.«

Kellys Entdeckung

Sigmund Freud, der große Seelenforscher aus Europa, schien stolz auf Dr. Ferguson herabzusehen, als sie ein paar Aktenordner und einige Blatt Papier auf den Tisch legte. Cotta, Kelly, Justus und Bob saßen wieder in der gemütlichen Sitzecke. Der Erste Detektiv hatte sogleich bemerkt, daß Kelly furchtbar nervös war. Seit sie Platz genommen hatten, hatte sie schon zweimal die Hände gefaltet, die Innenflächen nach unten gedreht und die verschränkten Finger derart durchgedrückt, daß die Gelenke krachten. Das tat sie sonst nie.

Bob dachte an das Gespräch, das er morgens mit Peters Mutter geführt hatte. Sie war sehr aufgeregt gewesen, weil Peter nun schon den vierten Tag verschwunden war und die Polizei noch immer keinen Anhaltspunkt besaß, wo und von wem er gefangen gehalten wurde. Das hatte Inspektor Cotta in einem Telefonat am Abend zuvor zugeben müssen. Bob bildete sich allerdings ein, daß Mrs. Shaw am Ende dieser Unterredung wesentlich ruhiger gewesen war. »Sie brauchen keine Sorge zu haben«, hatte er gesagt, »Peter kommt gesund zurück.« Und als sie gefragt hatte, woher er das so genau wußte, hatte er einfach gesagt: »Ich weiß es eben. Morgen oder übermorgen ist er wieder da.« Irgendwie schien sich seine Zuversicht auf sie übertragen zu haben, denn als Mrs. Shaw auflegte, zitterte ihre Stimme nicht mehr.

Was die Psychologin ihnen mitzuteilen hatte, war keineswegs ermutigend. »Ich bin zu der Auffassung gekommen, daß ein halbes Dutzend Täter für Peters Entführung in Frage kommen.«

Sie rückte ihre Brille zurecht und sah von ihren Unterlagen auf.

»Von diesen sechs Personen sitzen aber noch vier in Haft, weil ihre Gefängnisstrafen entsprechend hoch waren.«

»Vielleicht sind sie vorzeitig entlassen worden«, warf Justus ein.

Cotta beugte sich nach vorn. »Sind sie nicht«, stellte er fest. »Ich habe mich bereits erkundigt.«

»Bleiben zwei übrig«, sagte der Erste Detektiv. »Was ist mit ihnen?«

»Nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, ist der eine ausgewandert«, berichtete Cotta weiter. »Soweit die Behörden wissen, ist er nie wieder hier in Amerika aufgetaucht.«

»Und der letzte auf deiner Liste, der in Frage käme«, wandte sich Dr. Ferguson an Justus, »ist leider vor einem Jahr bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt worden. Seitdem liegt er gelähmt in einem Pflegeheim und scheidet ebenfalls als Entführer aus.«

»Oh, nein!« Kelly schossen die Tränen in die Augen. »Das darf doch nicht wahr sein.« Bob neben ihr biß die Zähne zusammen und legte den Arm um sie.

»Dieser Mann im Pflegeheim könnte anderen den Auftrag gegeben haben, Peter zu kidnappen.« Justus wollte die letzte Hoffnung nicht so schnell aufgeben, aber sie wurde von Cotta zunichte gemacht.

»Ich habe im Pflegeheim angerufen. Es geht dem Mann so schlecht, daß die Ärzte es für völlig ausgeschlossen halten, daß er eine derartige Aktion befohlen haben könnte.« Der Inspektor sah in die Runde.

»Natürlich wäre es möglich, daß einer von den anderen vier aus dem Gefängnis heraus solche Befehle an Komplizen gegeben haben könnte«, fuhr Dr. Ferguson fort. »Aber erstens dürfte das in der Kürze der Zeit kaum herauszufinden sein.

Und zweitens ist es nicht sehr wahrscheinlich. Denn wenn man sich schon rächen will, dann möchte man das selber erleben.«

»Sie meinen, jemand, der selber noch hinter Gittern sitzt, hat nicht viel von einer Entführung, bei der er nicht dabei ist«, sagte Justus.

Dr. Ferguson nickte. »Genau. Er will seine Überlegenheit fühlen und sie denjenigen, an dem er sich rächen will, direkt spüren lassen. Aber wenn er nicht in Freiheit ist und nicht selbst an der Entführung teilnehmen kann –« Kopfschüttelnd setzte sie ihre Brille ab und legte sie auf den Tisch. »Es tut mir leid, aber wir

müssen uns damit abfinden. So kommen wir nicht an die Entführer heran.«

»Dann finden wir ihn eben auf andere Weise.« Kelly sprang auf. »Wir müssen ihn einfach finden«, rief sie. Sie verabschiedeten sich von der Psychologin, die bedrückt wirkte, weil sie nicht hatte helfen können. Cotta brachte die drei zum Ausgang. »Wir müssen Geduld haben«, sagte er tröstend. »Übrigens wird morgen in den Zeitungen eine Meldung über Peters Verschwinden stehen. Mit einem Foto von ihm. Vielleicht bekommen wir so Hinweise aus der Bevölkerung.«

Justus ahnte etwas. »Und eine Belohnung gibt es auch?«

Der Inspektor zog die Augenbrauen hoch. »Manchmal glaube ich wirklich, du kannst hellsehen. Unser oberster Chef hat zehntausend Dollar ausgesetzt. Für jeden, der uns auf seine Spur bringt.«

Bob starrte ihn an. »Zehntausend Dollar? Das ist viel Geld.«

Er kräuselte die Stirn. »Vielleicht bringt das diesen Dummkopf, der möglicherweise auf dem Parkplatz auf Peter gewartet hat, zum Reden.«

Cotta gab den dreien die Hand. »Mag sein. Wahrscheinlich ist es nicht, denn er hat sich ja selbst strafbar gemacht. Aber er könnte so töricht sein, daß er gegenüber anderen Andeutungen macht.« Er lächelte. »Ihr wißt ja selbst, wie dumm und eitel Verbrecher oft sind.«

»Kommt«, sagte Kelly und drängte zur Busstation, »ich habe eine Idee.«

Justus sah auf die Uhr. »Tut mir leid, Leute, aber ich bin in der Stadt mit Onkel Titus verabredet. Ich bin sowieso schon ziemlich spät dran.« Er drehte sich zu Kelly um. »Was ist das für eine Idee?«

Kelly wehrte ab. »Ist nur so ein Einfall. Ich möchte noch mal etwas in eurem Computer nachsehen.«

»Okay. Haltet mich auf dem laufenden.« Justus stieg in den Bus und winkte den beiden zum Abschied durch die Fensterscheibe zu.

Neugierig musterte Bob Kelly. »Na sag schon. Was willst du nachsehen?«

Statt zu antworten, zog Kelly die Kopie der Liste hervor, die Justus von Dr. Ferguson zurückbekommen hatte. In gestochen klarer Handschrift waren die in Frage kommenden Fälle und Verdächtigen markiert und am Rand mit einigen Anmerkungen versehen. »Wir sind uns doch alle einig«, sagte Kelly. »Peter ist entführt worden von Leuten, die ihm etwas heimzahlen wollen. Sonst hätte ja auch der anonyme Brief mit dem ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹ keinen Sinn. Wenn also diese sechs Verdächtigen ausscheiden und die anderen sechs auf Justus' Zwölferliste laut Dr. Ferguson ebenfalls, dann muß Justus einen Fehler gemacht haben.«

Bob war froh, daß Justus nichtsahnend in seinem Bus saß. »Du meinst«, sagte er, »der Entführer befindet sich zwar in unserer Fallsammlung –«

»Sehr richtig«, unterbrach Kelly ihn eifrig. »Aber aus irgendeinem Grunde hat Justus ihn weggelassen.«

Eine halbe Stunde später saßen Bob und Kelly im Campingwagen vor dem Bildschirm und riefen die Dokumentationen sämtlicher kriminellen Vorgänge auf, mit denen die drei ??? je zu tun gehabt hatten.

»Hat Justus bestimmt alle eure Fälle erfaßt?« fragte Kelly. »Oder kann es auch sein, daß er mal einen Fall vergessen hat einzugeben?«

»Ausgeschlossen«, winkte Bob ab. »Justus vergißt bekanntlich nie etwas.«

»Vielleicht hatte er mal keine Lust«, bohrte Kelly weiter.

»Kommt auch nicht in Frage. Unser Erster predigt ständig, daß so eine Dokumentation unvollständig höchstens die Hälfte wert ist. Außerdem hat er diese Arbeit immer gern gemacht.«

»Um so besser«, gab Kelly zurück. »Dann können wir also ziemlich sicher sein, daß Peters Entführer hier auftaucht.« Sie legte einen Zeigefinger an die Nase. »Eins geht mir schon die ganze Zeit im Kopf herum: Die zwölf Fälle, die Justus aus der Sammlung herausgeholt hat, waren alles solche, bei denen die Täter ins Gefängnis mußten.«

»Richtig«, stimmte Bob zu. »Weil es Gerichtsverfahren gab, in denen sie verurteilt wurden.«

»Und genau da könnte der Fehler liegen«, sagte Kelly triumphierend und tippte schnell einige Befehle ein.

»Aber wo?« fragte Bob ratlos.

»Ganz einfach. Schon mal was von Freispruch gehört?«

»Natürlich«, brummte Bob. »Bin doch kein Anfänger.« Er knuffte Peters Freundin in die Seite. »Trotzdem bist du auf dem Holzweg.«

»Oder auch nicht«, konterte Kelly.

»Aber warum soll jemand Peter entführen, der freigesprochen worden ist? Der hat dann doch überhaupt kein Motiv. ›Auge um Auge, Zahn um –« Bob brach ab und starrte Kelly stumm an.

»Na, ist endlich der Groschen gefallen?« zischte das Mädchen. »Hat verdammt lange gedauert. Und ihr wollt Profis sein?«

Bob kratzte ausführlich sein Kinn. »Du denkst an Leute, die vor Gericht gestanden haben und dann frei den Gerichtssaal verlassen haben«, sagte er langsam. »Weil sie zwar verurteilt wurden, aber der Richter entschieden hat, daß die Strafe mit der Untersuchungshaft verbüßt ist.«

»An die denke ich nicht, denn die müßten strenggenommen auch zu Justus' zwölf Fällen auf der Liste gehören. Verurteilt ist verurteilt.«

»Bleiben also die Freisprüche«, sagte Bob bedächtig.

»Da gibt es bekanntlich wieder zwei Sorten«, fuhr Kelly fort. »Die wegen erwiesener Unschuld und die aus Mangel an Beweisen.«

»Durch uns ist garantiert noch niemand in Untersuchungshaft und dann vor Gericht gekommen, der unschuldig war.«

»Bist du sicher?« erkundigte sich Kelly und setzte dabei eine ziemlich skeptische Miene auf.

»Ganz sicher. Das hätten wir erfahren, und darüber hätten wir gesprochen.« Erregt sprang Bob auf und umklammerte die Lehne seines Stuhls. »Das kannst du vergessen. So etwas gab's nicht. An so was hätte sich Justus auch sofort erinnert. Und ich wahrscheinlich auch.«

Kelly tätschelte seinen Arm. »Reg dich nicht auf. Ich hab's nicht böse gemeint.« Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu. »Wenn das alles stimmt, was wir jetzt überlegt haben, ist die Sache ganz einfach. Wir suchen jemanden, den ihr habt auffliegen lassen. Der dann in Untersuchungshaft gesessen hat und vom Gericht wegen Mangel an Beweisen freigesprochen wurde.«

»Das haben wir gleich«, erwiderte Bob. »Davon wird es nicht viele geben.« Er rieb sich wieder das Kinn. »Wenn es überhaupt welche gibt. Erinnern kann ich mich an so einen Fall zumindest nicht.«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die ganze Sammlung noch einmal durchzusehen. Einverstanden?«

Bob nickte, und auf dem Bildschirm erschien ein Text mit der Überschrift ›Fall Nummer 1‹. Kelly zog den Pfeil gleich nach unten an das Ende des Textes, wo Justus vermerkt hatte, was aus den Tätern geworden war. »Zweieinhalb Jahre für den Hauptangeklagten wegen Betrug, Diebstahl und Urkundenfälschung«, las sie vor. »Scheidet aus.«

Bob atmete tief durch. Wenn sie jetzt alles richtig kombiniert und eine Portion Glück hatten, würde in den nächsten Minuten der Name des Entführers auftauchen. Mit sämtlichen persönlichen Daten, vom Geburtstag über die Adresse bis zur Telefonnummer. Denn was er machte, das machte Justus gründlich.

Beim ›Fall Nummer 14‹ wurden sie fündig. »Sieh mal da!« rief Kelly.

Bob las laut vor: »Urteil: Freispruch, weil Matt Brady die Tat nicht mit der notwendigen Sicherheit nachgewiesen werden konnte.« Er stieß Kelly an und zeigte auf eine vorangehende Textstelle. »Aber vorher hat er fast acht Monate hinter Gittern gegessen! Das könnte unser Mann sein!«

»Paßt genau!« bestätigte Kelly. »Erinnerst du dich nicht an ihn?«

»Der Name sagt mir gerade nichts«, erwiderte Bob. »Laß mal sehen, worum es da ging.« Er griff zur Mouse, um den Beginn von Justus' Kurzbeschreibung auf den Bildschirm zu holen.

»Herman Spencer, Geschäftsinhaber, entfernter Verwandter von Onkel Titus, wird erpreßt. Sollte 300 000 Dollar zahlen, andernfalls würde die Öffentlichkeit gewisse peinliche Dinge über ihn erfahren.« Aufgeregt fuhr Bob durch seinen blonden Haarschopf. »Natürlich, jetzt erinnere ich mich. Aber nur an den Fall. Den haben Peter und Justus allein gelöst. Das war in dem Sommer, als ich mit meinen Eltern Verwandtenbesuche in Texas gemacht habe. Als ich zurückkam, war alles vorbei. Ich bin diesem Brady nie begegnet.«

Kellys Zeigefinger tippte auf den Bildschirm. »Das ist ja fast wie aus dem Bilderbuch«, stöhnte sie, »das gibt es doch gar nicht.«

Immer lauter las Bob, was da auf der Mattscheibe ihres PC stand. »Die Spur führt zu Charly Ross, ebenfalls Geschäftsmann in Rocky Beach. Ross gesteht, belastet seinen Partner Matt Brady, kommt gegen Kautions von 200 000 Dollar auf freien Fuß und verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Prozeß nur gegen Brady. Urteil: Freispruch – und so weiter.«

»Wenn das kein Motiv ist für eine Racheaktion«, murmelte Kelly, »dann weiß ich nicht.«

Bob stimmte ihr zu. »Anders als dieser Ross, der Geld genug hatte für eine Kautions, schmort Brady acht Monate hinter Gittern. Womöglich war sein Geschäft ruiniert, als er wieder herauskam.«

»Stell dir vor, er wäre doch unschuldig gewesen«, spann Kelly den Faden weiter. »Stell dir vor, er wäre bloß das Opfer einer Intrige von diesem Ross geworden und hatte mit der Erpressung von Spencer überhaupt nichts zu tun.«

»Das stelle ich mir lieber nicht vor«, sagte Bob düster. »Dann hätten wir nämlich geholfen, sein Leben zu ruinieren.«

Kelly stand auf und setzte sich sogleich wieder hin. »Wir müssen noch die anderen Fälle ansehen. Könnte doch sein, daß so etwas noch mal vorkommt.« Kurz darauf wußten die beiden, daß es keinen weiteren derartigen Fall in Justus' Dokumentation gab. Kelly blätterte auf dem Bildschirm zum Fall Nr. 14 zurück. »Ganz am Ende des Textes stehen die Daten«, sagte sie.

»Matt Brady, geboren 1942 in Dallas, Texas«, las Bob vor. »Als Justus und Peter gegen ihn ermittelten, wohnte er in Los Angeles, Pacific Avenue.«

Kelly erhob sich erneut. »Wenn unsere Parkplatz-Theorie tatsächlich stimmt«, sagte sie gedehnt, »dann hat der Entführer einen Helfer gehabt. Und wenn Matt Brady unser Mann ist, wer ist dann dieser nicht besonders intelligente Kettenraucher?«

»Das werden wir feststellen«, entgegnete Bob, »wenn wir dort sind.« Er hatte das Telefonbuch von Los Angeles schon in der Hand und fuhr mit dem Zeigefinger die endlosen Spalten entlang. »Brady, Matt!« rief er. »Der wohnt noch immer in der Pacific Road. Ich könnte ihn anrufen, um zu sehen, ob er da ist.«

»Das solltest du auf keinen Fall tun«, widersprach Kelly. »Denn dann mußt du entweder gleich wieder auflegen, sobald er sich meldet. Oder du mußt irgendeine komische Ausrede finden. In jedem Fall könnte er merken, daß etwas im Busch ist.«

Bob schnitt eine Grimasse. Natürlich, Kelly hatte vollkommen recht. Sie war wirklich clever, und neben ihr sahen die eigentlichen Detektive in dieser Geschichte ziemlich alt aus.

Rendezvous mit den Entführern

Kelly sah auf die Uhr. »Halb acht. Ich schlage vor, daß wir Mr. Brady einen Besuch abstatten.«

»Wann? Jetzt gleich?«

»Wann denn sonst? Wenn er der Kidnapper ist, dann sehe ich nicht ein, warum Peter auch nur eine Minute länger in seinem Keller sitzen muß als nötig.«

Bob nickte wieder. »Mit Justus wären wir zu dritt«, gab er trotzdem vorsichtig zu bedenken.

»Und ohne ihn sind wir zu zweit«, beharrte Kelly. Sie warf ihre Haare mit energischem Schwung über die Schultern und angelte nach einem Stück Papier. »Wir haben doch keine Ahnung, wann er nach Hause kommt. Wir hinterlassen ihm einfach einen Zettel. Dann weiß er, wo wir sind. Dann kann er entweder nachkommen oder auf uns warten oder –« Kelly stockte.

»Oder?«

»Oder er soll die Polizei anrufen, wenn wir nicht rechtzeitig zurück sind.«

»Welche Frist setzen wir uns?« Bob hatte sich schon daran gewöhnt, Kelly das Kommando zu überlassen.

»Bis Mitternacht«, entschied sie und notierte die Uhrzeit für Justus. »Wo steht der Kopierer?«

»Da in der Ecke.« Zerstreut zeigte Bob auf den flachen grauen Apparat, der schon seit geraumer Zeit zur Ausstattung ihres Büros gehörte. »Wozu brauchst du ihn?«

»Vielleicht kommt Justus gar nicht mehr hierher, wenn er mit seinem Onkel aus der Stadt heimkehrt.« Bob fing einen etwas herablassenden Blick auf. »Also müssen wir eine Kopie dieser Nachricht drüben an die Haustür pinnen.«

»Du denkst aber auch an alles«, lobte Bob.

Kellys Fingerknöchel klopfte dreimal sanft gegen Bobs Stirn. »Sei mir nicht böse, aber dafür denkst du gerade fast nichts. So gleicht sich alles wieder aus.«

Eineinhalb Stunden später standen die beiden in der Pacific Road in Los Angeles, vier Häuser von Matt Bradys Adresse entfernt. Es war ein ruhiges, fast vornehmes Wohnviertel mit kleinen Vorgärten zur Straße. Wo Häuser und Bäume den Blick freigaben, konnten sie die Sonne sehen, die als glutroter Feuerball über dem Meer dem Horizont zustrebte.

»Am besten bleibst du hier«, schlug Kelly vor. »Ich gehe unauffällig vorbei und sehe nach, ob Mr. Brady dort wirklich noch wohnt.« Nach kaum einer Minute war sie zurück.

Ziemlich aufgeregt, wie Bob schien. Auch er spürte sein Herz schneller schlagen. Vielleicht trennten sie nur noch wenige Meter von Peter!

»Auf dem Schild steht ein einziger Name«, sagte Kelly. »Matt Brady. Und in einem Zimmer brennt schon Licht.«

Auf der Fahrt hierher hatte Bob Zeit gehabt, sich einen Plan zurechtzulegen. »Wie sieht es mit den Eingängen aus?«

»An der Straße ist ein Tor. So ungefähr hüfthoch. Von dort führt ein Weg zur Haustür.«

»Die Haustür ist zur Straße hin oder an der Seite?«

»An der Seite«, sagte Kelly ungeduldig. »Ist das wichtig?«

»Ich will nur wissen, was uns erwartet«, gab Bob zurück. »Ich schlage vor, daß wir ihn überlisten.«

»Klingt gut«, entgegnete Kelly leicht gereizt. »Und wie stellst du das an, du großer Detektiv?«

»Ein gewisses Risiko müssen wir eingehen: Ich seh' mir jetzt erst mal die Umgebung an. Da drüben ist eine gute Stelle. Dort kann ich ungesehen über die Mauer klettern. Ich mache einen kurzen Kontrollgang um das Haus und verstecke mich dann in der Nähe der Haustür.«

»Toll. Und was tue ich?«

»Du läßt mir eine Minute Vorsprung. Wenn alles ruhig bleibt, kommst du und klingelst ganz brav vorne am Tor.«

»Und dann?«

»Wird Mr. Brady vermutlich zur Tür kommen und dich auf der Straße stehen sehen. Du wirst ihm zurufen, daß du ihn sprechen möchtest. Danach gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder er will dich abwimmeln, dann muß ich irgendwie versuchen, an ihm vorbei ins Haus zu kommen, bevor er die Tür zumacht.«

»Oder er kommt zu mir ans Tor, und du schlüpfst inzwischen hinter seinem Rücken ins Haus.«

»Erraten.«

»Und was sage ich ihm, wenn er mich dann draußen am Tor abfertigen will? Wie komme ich dann hinein?«

»Ganz einfach. Du sagst, es geht um eine wichtige Angelegenheit, und ob ihr die nicht im Haus besprechen könntet, statt auf der Straße.«

Obwohl sie jetzt sichtlich nervös war, lächelte Kelly. »Das ist ein guter Plan. Und wenn er nicht will, frage ich ihn einfach, ob er nicht gemerkt hat, daß inzwischen jemand in sein Haus eingedrungen ist.«

»Genau. In diesem Fall hat er ja kaum eine andere Wahl, als hineinzugehen, um nachzusehen. Dann kletterst du über das Tor und folgst ihm. Schlägt er dir die Tür vor der Nase zu, gibt es ja noch mich. Ich werde schon eine Möglichkeit finden, dir aufzumachen.«

»Na schön.« Kelly drückte wieder die Finger durch, daß die Gelenke knackten.

»Also ...« Bob drehte sich um.

»Warte noch«, bat Kelly und hielt ihn an seinem T-Shirt fest. »Ich weiß, daß ihr nichts von diesem ganzen Kram haltet, mit Glaskugeln und so.«

Bob wußte gleich, worauf sie anspielte. Auf der gemeinsamen Fahrt ins Polizeipräsidium hatte der Erste Detektiv den beiden von seiner seltsamen Begegnung mit Tante Mathildas Bettnachbarin erzählt. »Allerdings«, bestätigte er. »Alles Aberglaube. Finsterstes Mittelalter. Schöne, schummerige Geschichten für kleine Kinder und alte Narren.«

»Trotzdem«, ließ Kelly nicht locker. »Wenn wir bei Mr. Brady im Haus sind, sollten wir auf alle Hinweise achten, die etwas mit Jägerei zu tun haben.«

»Ich weiß. Die Geweihe, die diese sonderbare Dame in ihrem komischen Instrument gesehen haben will.« Bob schnaufte verächtlich. »Ich tu's. Aber nur unter Protest.«

»Hauptsache, du tust es. Wir wissen doch nicht, woher sie diese Informationen hat, oder?«

»Schon gut. Versprochen.«

»Wie gehen wir denn überhaupt vor, wenn wir da drin diesem Matt Brady gegenüberstehen?«

»Das Beste wird sein, wir nutzen unseren Überraschungsvorteil aus«, erwiderte Bob, der froh war, daß die Initiative endlich wieder bei ihm lag. »Notfalls sagen wir ihm gleich auf den Kopf zu, daß er Peter entführt hat.«

Für einen Augenblick schien Kelly der Mut zu verlassen. Sie senkte den Kopf und sagte: »Aber wenn das alles Unsinn ist, was wir uns da zusammengereimt haben? Wenn wir etwas übersehen haben oder Doktor Ferguson sich geirrt hat?«

»Dann werden wir es an seiner Reaktion schnell merken. Wir müssen ihn eben genau beobachten. Sollte er mit der ganzen Sache gar nichts zu tun haben, entschuldigen wir uns und gehen wieder.« Bob schnitt eine Grimasse, die lustig sein sollte, aber es wurde nur ein schiefes Grinsen daraus. »Dann ist Mr. Brady eben ziemlich sauer auf uns. Solange ihm und uns nichts Schlimmeres passiert, geht es allen Beteiligten prima. Bis auf Peter.«

Kelly schluckte und straffte sich. »Wir müssen es versuchen.«

Nun, da der Kampf gegen seinen Entführer gewonnen war, spürte Peter bleierne Müdigkeit. Während er in der Tür der Hütte stand und beobachtete, wie Sturm und Gewitter allmählich abflauten, überlegte er, ob er es sich leisten konnte, in der Hütte zu schlafen. Dabei kralte er das Fell des Wolfshundes, der sich im Aufruhr der Naturgewalten schließlich schutzsuchend zu ihm gesellt hatte.

Spontan hatte Peter ihn ›Shadow‹ getauft, weil er ihn zuerst als schwarzen Schatten zwischen den Bäumen wahrgenommen hatte. Er war glücklich über seinen neuen Freund, obwohl ihm fortwährend der strenge Geruch aus dessen nassem Fell in die Nase stieg. Shadow war ein rassiger, hochbeiniger, pechschwarzer Hund mit schneeweißem Fang.

»Wenn dieser Bursche zurückkommt, vielleicht wieder bewaffnet, und er findet mich hier schlafend – natürlich würdest du laut bellen und ihn angreifen, nicht wahr?« Der Wolfshund stellte die Ohren auf. »Aber wie bist du hierher gekommen, Shadow? Wenn ich das nur wüßte.« Nachdenklich schüttelte der Zweite Detektiv den Kopf. »Du gehörst meinem Entführer, Shadow, stimmt's? Er hat dich im Auto zurückgelassen, und als er abhauen wollte, da bist du aus dem Auto gesprungen. In der Aufregung hat dein Herrchen das gar nicht richtig mitbekommen, weil er so scharf darauf war, mich zu überfahren.« Peter strich dem zutraulichen Tier über den schlanken Schädel und die feuchte, warme Nase. »Wenn er heute nacht zurückkäme, dann würdest du dich freuen wie verrückt, oder?« Mit der flachen Hand schlug Peter dem Tier sanft gegen die Flanken, und der Hund drückte sich näher an ihn heran. In inzwischen beträchtlicher Entfernung zuckte ein greller Blitz über den nachtschwarzen Himmel. Ein mächtiges, langanhaltendes Donnern folgte. Noch immer regnete es in Strömen. »Trotzdem bleiben wir hier und schlafen.« Peter rang sich zu einem Entschluß durch. »Was sollte der Kerl hier tun? Er muß doch annehmen, daß ich längst auf und davon bin.« Shadow schüttelte sich, trabte in die Hütte, in der die Lampe ihr trübes Licht spendete, und kam schwanzwedelnd zurück. »Und dich wird er auch nicht suchen. Natürlich glaubt er, du streunst irgendwo herum.« Peter streckte und räkelte sich. »Komm, wir gehen schlafen. Morgen wird vielleicht ein langer und anstrengender Tag. Wer weiß, wie lange wir durch diesen Wald marschieren müssen, bis wir einer Menschenseele begegnen?«

Zum letzten Mal bereitete Peter sein Lager in der Hütte, die vor einigen Stunden noch sein Gefängnis gewesen war. Shadow bellte zweimal laut und kräftig und ließ sich majestätisch in der offenen Tür nieder. Ein Blitz erhellte die Szene mit dem wachsam nach draußen sichernden Hund, und Peter atmete ein paar Mal ganz tief durch. Er streckte sich auf seiner Matratze aus, legte vorsichtshalber den Revolver des Kidnappers griffbereit unter den Rahmen der Liege, verschränkte die Hände im Nacken und sagte laut: »Eins verstehe ich nicht: Wenn dieser Kidnapper wirklich dein Herrchen ist«, ein Paar schwarzer Hundeaugen sahen ihn aufmerksam an, »wieso hältst du es dann bei einem so gemeinen Kerl aus?«

Am nächsten Vormittag stand die Sonne schon über den Baumwipfeln, als Peter erwachte. Er blinzelte in die ungewohnte Helligkeit und wußte zunächst nicht, wo er war. Dann erinnerte er sich.

Er sah sich um. Von Shadow keine Spur. Dafür fiel sein Blick nach oben. Über ihm, knapp unter der Decke, ragte ein Geweih aus der Wand. Er öffnete die Tür weit, um mehr Licht einzulassen, und blieb betroffen stehen. Ohne es zu wissen, hatte er die letzten Tage zusammen mit den Köpfen toter Tiere zugebracht. Angeekelt betrachtete er die Jagdtrophäen. Neben mehreren Hirschgeweihen erkannte er einen Keiler, eine Raubkatze und zwei Bären. Sein Abscheu gegen den Kidnapper wuchs.

Mit zwei Sätzen war Peter an der Tür. Auch draußen war weit und breit nichts von Shadow zu sehen. Er formte beide Hände zu einem Trichter: »Shaaadooow!« schrie er, »Shaaaadoooow!« Als nur ein paar Vögel erschrocken aufflatterten, steckte Peter zwei Finger in den Mund und pff.

Ein schwarzes Muskelpaket fegte wie ein Blitz um die Ecke.

Zwei Meter vor ihm machte es einen Satz, flog durch die Luft und prallte wie ein Geschoß gegen Peters Schulter. Zum Schein kämpfte er mit dem Hund, war aber immer darauf bedacht, ihn nicht zu sehr zu reizen. Sie verknäulten sich auf der feuchten

Erde, ohne sich darum zu kümmern, daß sie bald über und über mit Schlamm und Grasbüscheln bedeckt waren.

Schließlich streckte Peter Arme und Beine von sich und genoß es, einfach so auf dem Waldboden zu liegen und die würzige Luft in sich einzusaugen. Er schloß die Augen und dachte mit Schauern an den Alptraum, der hinter ihm lag. Wo mochten seine Eltern, seine Freunde und die Polizei schon überall gesucht haben? Hatten sie bereits Hinweise auf den Mann, der ihm in seinem Auto aufgelauert und ihn verschleppt hatte? Oder tappten sie noch vollkommen im dunkeln? Seine Eltern waren bestimmt in großer Angst um ihn. Das würde er diesem Mistkerl heimzahlen! Wie hatten wohl seine Pläne ausgesehen? Wollte er ihn irgendwann freilassen? Aber damit hätte er riskiert, daß man ihm – mit seiner Hilfe – auf die Spur kam. Wenn der Kidnapper ihn also nicht freilassen wollte ...?

Peter schob den Gedanken energisch beiseite. »Komm, Shadow, frühstücken!« rief er und ging in die Hütte, wo jetzt die Mahlzeit, die der Kidnapper ihm am Abend gebracht hatte, auf ihn wartete. In der Nacht hatte er ohnehin keinen Hunger verspürt, und es war besser gewesen, das Essen für den bevorstehenden Fußmarsch aufzuheben. Wenig später waren Peter und Shadow zum Abmarsch bereit. Der Zweite Detektiv warf einen letzten Blick auf die Trophäensammlung und schloß entschieden die Tür. Nach dem Sonnenstand war es kurz vor Mittag, und er vermutete, daß sie sich irgendwo in dem waldreichen Gebiet östlich von Los Angeles befanden.

»Ganz einfach«, murmelte er, »wenn wir immer nach Westen gehen, kommen wir ganz bestimmt zum Pazifik. Und wo der Pazifik ist, ist auch eine Küstenstraße.«

Er fühlte die Mittagshitze auf seiner Haut, warf die Hände in die Luft und schickte einen Freudenschrei in die Welt. Shadow sprang an ihm hoch, wedelte mit dem Schwanz und bellte zur Begleitung.

In der Sackgasse

Als Bob aus seinem Versteck hinter dem Haus beobachtete, wie ein junger Mann am Gartentor mit Kelly verhandelte, spürte er ein flaes Gefühl im Magen. Das da vorn ist nicht Mr. Brady, dachte er, der müßte doch viel älter sein! Da läuft was schief! Aber es blieb keine Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Kurzentschlossen schlüpfte er hinter dem Rücken des jungen Mannes ins Haus.

Im Flur und im Wohnzimmer begegnete ihm niemand. Mit ein paar Schritten war er am Fenster, durch das er die Szene draußen weiter verfolgen konnte. Gerade schien Kelly ihr Gegenüber davon überzeugt zu haben, daß es besser wäre, sie einzulassen. Widerstrebend öffnete er das Gartentor und ging nun vor Kelly her zum Haus. Braune, in der Mitte gescheitelte Haare fielen ihm über die Schultern. Das Gesicht war weich und rund, ein Ring zierte einen Nasenflügel. Bob schätzte den schlanken Mann auf Anfang zwanzig. Trotzdem kam er ihm kindlich vor.

Bob vergewisserte sich, daß sich in den Nebenräumen niemand aufhielt. Aus dem Flur waren Schritte zu hören. Als sein Blick an einem wuchtigen drehbaren Sessel hängenblieb, kam ihm ein verrückter Einfall. Er setzte sich hinein und drehte ihn mit dem hohen Rücken zur Tür.

»Na gut«, hörte er eine Stimme aus dem Flur. »Jetzt bist du also im Haus. Aber das ändert auch nichts daran, daß mein Vater nicht da ist.«

»Wir beide könnten uns ein wenig unterhalten.« Kelly klang zwar etwas aufgeregt, aber sie wirkte entschlossen.

»Worüber denn?« Die Tür zum Wohnzimmer öffnete sich.

»Du mußt mir doch wenigstens sagen können, was du eigentlich von uns willst!«

»Es gäbe da eine Menge sehr interessanter Themen, über die wir reden könnten«, erwiderte Kelly ziemlich laut, da sie nicht wußte, wo Bob steckte.

»Guten Tag, Mr. Brady junior.« Bob stieß sich mit Schwung vom Boden ab und bremste die Bewegung direkt hinter dem jungen Brady. Der fuhr auf dem Absatz herum und starrte ihn erschrocken an. Seine Gesichtsfarbe wechselte von rot nach weiß, sein Mund öffnete und schloß sich. Er schluckte, brachte aber keinen Ton heraus.

»Guten Tag, Mr. Brady junior«, wiederholte Bob. Er stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. Zögernd und vorsichtig ergriff Brady sie, zog sie aber nach einem flüchtigen Händedruck gleich wieder zurück. Er hat Angst, schlußfolgerte Bob, vermutlich hätte ich die an seiner Stelle auch.

»Sein Vorname ist John«, sagte Kelly übermütig.

»Wo wir gerade beim Vorstellen sind«, fuhr Bob im gleichen Tonfall fort. »Das ist Kelly, und ich heiße Bob.«

John musterte sie und straffte sich plötzlich: »Was soll das Ganze?«

Bob steckte die Hände in die Taschen und begann, um ihn herumzugehen. »Das ist eine sehr verständliche Frage«, erwiderte er und betrachtete ihn prüfend. Körperlich war der schlaksige John ihm bestimmt unterlegen, aber wahrscheinlich war er ein leidlich guter Sprinter. Vorsichtshalber bezog er Position zwischen John und der Wohnzimmertür.

Daraufhin setzte sich Kelly auf einen Stuhl am Eßtisch und fing wieder an, ihre Gelenke zum Knacken zu bringen. Plötzlich hatte sie eine Idee. »Während wir uns unterhalten und auf deinen Vater warten, könnten wir uns einen Glimmstengel leisten, findest du nicht? Oder darf man hier nicht rauchen?«

John schnitt eine Grimasse. Die Vorstellung, daß sie es sich in seinem Wohnzimmer gemütlich machten, gefiel ihm offensichtlich überhaupt nicht. »Du kannst qualmen, soviel du willst«, fuhr er Kelly an. »Aber ich möchte jetzt endlich erfahren, was hier los ist.«

Kelly, von der Bob wußte, daß sie noch nie geraucht hatte, tastete ihre Taschen ab, als suchte sie ihre Packung. »Hab' meine vergessen«, maulte sie.

Bob wußte genau, worauf Kelly hinaus wollte. John Brady, dieses Milchgesicht, würde vielleicht gleich eine Packung dieser seltenen ›Clint‹-Zigaretten hervorziehen, die sie auf dem Parkplatz gefunden hatten; daraufhin würde Bob ihm die Mithilfe bei der Entführung von Peter Shaw auf den Kopf zusagen. Das Milchgesicht würde natürlich zusammenbrechen und sie in den Keller führen, wo Peter seinen Befreiern geschwächt, aber sonst wohlbehalten, um den Hals fiel.

»Ich rauche nicht.« Die Stimme des jungen Brady riß Bob aus seinem Tagtraum. Kellys Gesicht spiegelte seine eigene Enttäuschung wider.

»Und wenn ich jetzt nicht endlich erfahre, was ihr hier verloren habt, dann rufe ich die Polizei.«

»Das glaube ich nicht«, stellte Kelly trocken fest. Sie sah ihn herausfordernd an. »Was soll dein Vater denken, wenn er heimkommt und du hast ihm ausgerechnet die Polizei ins Haus geholt?«

Bob musterte John. Eine besondere Reaktion zeigte er nicht. Er warf seine Haare nach hinten und blieb eine Antwort schuldig.

Kelly setzte nach. »Sagt dir vielleicht der Name Peter Shaw etwas?« fragte sie unverblümt. Bob grinste verstohlen. Kelly nannte diese Verhörtechnik ›Mit der Schrotflinte ins Gebüsch schießen‹. Sie feuerte aufs Geratewohl und wartete ab, was passierte.

John steckte die Hände in die Taschen. »Peter Shaw? Nie gehört von dem. Und selbst wenn, was geht euch das an, ob ich Peter Shaw kenne?«

Bob kratzte sein Kinn. Er hat keine Ahnung, dachte er. Er hat keine Ahnung, will das aber vor uns verbergen. Bob fing einen verzweifelten Blick von Kelly auf. Als Antwort zuckte er jedoch nur ratlos die Schultern. Die Unterhaltung verlief ganz anders, als

er es sich vorgestellt hatte. »Wann kommt eigentlich dein Vater?« hörte er sich fragen.

»Das hab' ich der schon gesagt«, schnappte John und wies auf Kelly. »Eigentlich müßte er längst da sein.« Er räusperte sich. »Und wenn er da ist, fliegt ihr im hohen Bogen raus, darauf könnt ihr Gift nehmen.«

Johns etwas verzerrtes Gesicht verriet Vorfreude, aber auch Angst. Trotzdem machte Bob der Ton, in dem das Milchgesicht mit ihnen redete, wütend. Schließlich waren sie nicht zum Spaß hier, sondern weil sie den Hausherrn verdächtigten, etwas mit dem Kidnapping ihres Freundes zu tun zu haben. »Du solltest den Mund nicht so weit aufreißen«, knurrte er zurück.

»Aber er hat vollkommen recht.« Die Stimme kam aus Bobs Rücken, von einer der Türen, die in die Nebenräume führten.

Bob fuhr herum und sah als erstes einen Gewehrlauf, der direkt auf seinen Kopf zielte. Der Besitzer der Waffe sah John Brady sehr ähnlich, war aber bestimmt dreißig Jahre älter.

Auch er trug lange Haare, aber sie waren nicht braun, sondern hellgrau, durch sein Gesicht zogen sich unzählige Falten, und auf seiner Nase saß eine randlose Brille mit dicken Gläsern.

Erschrocken blickte Bob in zwei kalte Augen.

»Hände hoch!« kommandierte der Mann, und Bob und Kelly streckten gehorsam die Arme zur Decke. »Warum spioniert ihr hier herum?« bellte Mr. Brady. Er war offenbar erregt, denn ohne eine Erwiderung abzuwarten, fuhr er seinen Sohn an, wieso er zwei Fremde hereingelassen hätte.

»Wir spionieren nicht herum, Mr. Brady«, sagte Bob, während John noch nach einer Antwort suchte. »Wir stellen Ermittlungen an im Zusammenhang mit dem Verschwinden eines gewissen Peter Shaw.« Bob fand, daß Justus es nicht besser hätte formulieren können. Der Erste Detektiv legte großen Wert auf Professionalität.

»Diesen Namen habe ich schon gehört, als ich von dahinten miterleben mußte, wie ihr versucht habt, meinen Sohn aufs Kreuz

zu legen.« Mr. Bradys Augen verengten sich zu schmalen Schlitz-
zen. »Er hat den Namen noch nie gehört. Stimmt's, John?« Der
Gewehrlauf schwenkte ein Stück in Richtung Brady jun.

»Ich habe denen schon gesagt, daß ich ihn nicht kenne, Dad.«

John hatte es eilig, die gewünschte Auskunft zu geben.

Ein Plan gerät aus den Fugen

»Setzt euch da drüben hin!« Das Gewehr schwenkte zurück zu Bobs Kopf und von dort auf das Sofa, das unter dem breiten Fenster zur Straße stand. »Alle beide! Und keine Dummheiten. Und glaubt bloß nicht, daß ich nicht schießen würde!«

Bob und Kelly ließen sich auf dem Sofa nieder. Bob faltete die Hände im Nacken.

»Und jetzt möchte ich hören, warum ihr auf der Suche nach diesem Peter Shaw hierher gekommen seid«, verkündete Mr. Brady. Seine Augen verrieten höchste Aufmerksamkeit, und das Gewehr zielte unablässig entweder auf Bobs oder Kellys Kopf.

Bob hatte sehr gemischte Gefühle. Einerseits benahm sich der Hausherr nicht gerade wie ein Unschuldslamm. Vielleicht also waren sie am Ziel. Andererseits ließ seine Aggressivität nichts Gutes ahnen. Bob sah sich und Kelly schon im selben Gefängnis schmachten, in dem Peter gefangengehalten wurde. Sein Blick huschte hinüber zu John, der die Szene von der Seite beobachtete und offenbar nicht wußte, was er von der ganzen Angelegenheit halten sollte.

Kelly ergriff die Initiative. »Peter ist seit vergangenem Samstag spurlos verschwunden«, sagte sie. »Ein Freund von uns hat einen anonymen Brief bekommen, in dem es heißt: ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹. Wir vermuten, daß Peter entführt worden ist.«

»Tut mir leid für ihn«, entgegnete Brady schroff. »Und was soll ich damit zu tun haben? Oder mein Sohn?«

»Ihr Sohn hat ja schon erklärt, daß ihm dieser Namen nichts sagt«, erwiderte Bob. Er fuhr mit der Zunge über die Lippen und nahm seinen ganzen Mut zusammen. »Von Ihnen haben wir das noch nicht gehört.«

Bradys Backenmuskeln mahlten. Es sah so aus, als wollte er etwas sagen, aber dann überlegte er es sich offenbar doch anders.

»Übrigens, Mr. Brady«, sagte Kelly, »es hat keinen Sinn, uns hier festzuhalten. Wir werden bis spätestens um Mitternacht

zurückwartet. Unsere Freunde haben Ihre Adresse und wissen, daß wir hier sind.« Bob riß entsetzt die Augen auf und stupste Kelly an, aber in ihrem Eifer, Brady in die Enge zu treiben, ließ sie sich nicht mehr bremsen. »Sollten wir nicht rechtzeitig zurück sein, wird die Polizei hier aufkreuzen.«

Einige Sekunden blieb alles still. »So ist das also«, knurrte Brady. »Geh runter in den Waschkeller.« Das Kommando für den Sohn klang rauh. »Bring zwei Wäscheleinen.« John zögerte. »Na los, mach schon!« rief sein Vater, und wieder schwenkte er unwillkürlich die Waffe in die Richtung, in der John stand.

Der Junior schlurfte widerwillig davon.

»Was haben Sie vor?« Bob glaubte ein leises Zittern in Kellys Stimme zu hören.

»Die Fragen stelle ich, und niemand sonst!« Hinter den Brillengläsern funkelten Bradys Augen. »Ich will jetzt wissen, was ich mit Peter Shaw zu tun haben soll.«

Kelly ließ sich nicht einschüchtern. »Wenn ich die Hände herunternehmen kann, verrate ich's Ihnen«, versprach sie. Zu Bobs Überraschung war Brady einverstanden. Als auch er seine Hände herunternehmen wollte, befahl Brady ihm allerdings sofort, sie wieder nach oben zu strecken.

»Wir haben eine Liste von Leuten aufgestellt, die möglicherweise ein Motiv hatten, sich an den drei ??? zu rächen.«

Brady sah angewidert drein. »Die drei Fragezeichen? Was ist das für eine Kinderei!«

»Das sind sehr erfolgreiche Privatdetektive aus Rocky Beach«, fuhr Kelly unbeirrt fort. »Es gibt eine ganze Reihe von Leuten, die durch ihre Ermittlungen im Gefängnis gelandet sind.« Brady schnaufte. Draußen waren die Schritte seines Sohnes zu hören.

»Sie sind einer davon«, sagte Bob.

Das Gesicht des Hausherrn verzerrte sich. In der Tür erschien John, mit Stricken in der Hand. »Du wirfst jetzt einen Strick zu den beiden hinüber«, kommandierte Brady. »Und du«, sein Gewehr zielte auf Kelly, »du bindest deinem Freund die Hände auf

dem Rücken zusammen. Ist das klar?« John tat, was sein Vater ihm befohlen hatte. Er sah verwirrt und ängstlich aus. Bob drehte Kelly den Rücken zu und legte gehorsam die Hände hinten zusammen. Als Kelly fertig war, wurde sie von John gefesselt. Die ganze Zeit sprach niemand ein Wort.

»Wir machen einen kleinen Ausflug«, teilte Brady schließlich mit. Er wandte sich seinem Sohn zu. »Du gehst rauf in mein Schlafzimmer. Bring die beiden Koffer runter.«

Wieder verließ John mit schleppenden Schritten den Raum.

Bob empfand weniger Angst als Neugier auf das, was jetzt kommen würde. Kelly hatte einen Riesenfehler gemacht, das war klar. Wenn nach Mitternacht die Polizei anrückte, würde sie nun niemanden mehr vorfinden. Aber vielleicht, überlegte Bob, bringt Brady uns zu Peter. Zweifelnd blickte er zu dem Mann mit dem Gewehr. War er denn überhaupt der Kidnapper? Oder waren sie ihm bei einer völlig anderen krummen Sache in die Quere gekommen, und er wollte einfach Zeit gewinnen? Bis jetzt hatte er jedenfalls noch mit keiner Silbe zu erkennen gegeben, daß er etwas mit Peters Verschwinden zu tun hatte.

An den zwei Koffern, die er hereintrug, hatte John schwer zu schleppen. Ächzend stellte er sie vor seinem Vater ab. Auf dem Weg ins Schlafzimmer und zurück schien er sich etwas überlegt zu haben, denn er sagte leise: »Ich möchte nicht mitfahren.«

»Du tust, was ich dir sage!« kam prompt die scharfe Antwort. »Du fährst mit.« Verächtlich setzte Brady hinzu: »Wenn das hier erledigt ist, kannst du abhauen. Dann brauchen wir dich nicht mehr.«

Bob mußte die Zähne zusammenbeißen, um sich zu beherrschen. Am liebsten wäre er auf diesen Kerl losgegangen, der seinen Sohn so mies behandelte.

John stand da und starrte seinen Vater an. Dann warf er seine langen Haare über die Schultern nach hinten. Die trotzigste Geste täuschte: John gehorchte. Er tat Bob leid, und er bereute, daß er

ihm den Beinamen Milchgesicht verpaßt hatte. Bei diesem Vater mußte es verdammt schwer sein, erwachsen zu werden.

»Du gehst voraus! Nimm die Koffer mit! Und dann ihr beide!«

Das Gewehr schwenkte von Bob zu Kelly und zurück. John bückte sich nach den beiden Gepäckstücken. Langsam setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Durch einen schmalen Gang, an der Küche vorbei, gelangten sie direkt in die Garage.

John knipste das Licht an. Kelly und Bob standen vor einem geräumigen, sechssitzigen Kombi.

»Los, einsteigen! Nach hinten!« befahl Brady, riß die Türen auf und stieß Bob unsanft den Gewehrlauf in den Rücken. »Wie gesagt, keine Dummheiten! Und keine Zeichen nach draußen, wenn ich bitten darf.«

Bob und Kelly tauschten rasche Blicke und ein stummes Kopfnicken. Sie kletterten auf die hinterste Sitzbank. »Du fährst«, sagte Brady zu seinem Sohn und ließ sich auf der mittleren Bank nieder. Das Gewehr hielt er auf den Knien, und er saß schräg, so daß er Bob und Kelly ständig im Blickfeld hatte.

Automatisch hob sich das Garagentor. Draußen war es dunkel geworden. Die Pacific Road lag ruhig da, und ein silberner Halbmond lächelte freundlich vom Himmel herunter.

»Also, wohin?« John hörte sich an wie ein Taxifahrer, der seinen Fahrgast nach dem Ziel fragt. Ungläubig schüttelte Bob den Kopf. So etwas hatte er noch nie erlebt.

»Wohin schon?« bellte Brady zurück. »Nach Pasadena!«

Erna Fiedlers Beichte

Als Justus zusammen mit Onkel Titus nach Hause kam, führte ihn sein erster Weg hinüber zum Campingwagen. Auf dem Tisch prangte unübersehbar der weiße Zettel von Kelly und Bob. Hastig überflog er die Nachricht. Enttäuscht und unwillig zog der Erste Detektiv die Nase kraus. Eigenmächtigkeiten hatte er noch nie ausstehen können, und solche, die in seiner Abwesenheit, geradezu hinter seinem Rücken stattfanden, schon gar nicht. Abgesehen davon, leuchtete ihm auf Antrieb nicht ein, was die beiden bei Mr. Brady zu finden hofften. Der war doch freigesprochen! Aber im nächsten Augenblick spuckte sein Gedächtnis die Information aus, daß Mr. Brady trotz Freispruchs im Gefängnis gesessen hatte.

Seine flache Hand klatschte gegen die Stirn. »Ich Idiot!« stöhnte er. Er schaltete den Computer ein und rief die Kurzbeschreibungen auf. Da stand es schwarz auf weiß. Leise pfiiff Justus durch die Zähne. Dr. Ferguson würde große Stücke auf ihn halten, wenn sie erführe, daß er ihr unzureichende Unterlagen geliefert hatte. Ganz zu schweigen von Cotta.

Justus warf einen Blick auf seine Uhr. Es war halb neun. Bob und Kelly nach Los Angeles zu folgen war sinnlos. Vielleicht waren sie schon längst auf dem Rückweg, weil sie Brady nicht angetroffen hatten. Dann würden sie ahnungslos aneinander vorbeifahren. Oder dieser Brady war tatsächlich der Entführer, und die beiden brachten ihn gerade zu einem Geständnis.

Vielleicht hatten sie Peter auch schon befreit ...

Mit wenn und vielleicht komme ich nicht weiter, überlegte Justus. Er fühlte sich unbehaglich bei der Vorstellung, bis Mitternacht dasitzen und warten zu müssen – bis die beiden zurückkamen oder geruhten anzurufen und mitzuteilen, daß sie den Fall gelöst und Peter befreit hatten. Aber womöglich – Justus merkte, daß er sich doch nicht von seinen Gedanken losreißen konnte – gerieten Bob und Kelly in eine gefährliche Lage. Er konnte sich

gut an Brady erinnern. Als Peter und er damals auf seine Spur gekommen waren in dieser Erpressungsgeschichte, hatte der Mann noch ziemlich selbstbewußt gewirkt. Später hatte er ihn noch einmal erlebt, als Angeklagten im Gerichtssaal. Da hatte er kaum noch etwas gesagt und jeden Blick in den Zuhörerraum vermieden. Verbittert hatte er gewirkt, und wenn er dann doch einmal den Mund aufmachte, klang er sehr ruppig und böse. Vor allem an seinem getürmten Kompagnon, von dem er so schwer beschuldigt worden war, hatte Brady damals kein gutes Haar gelassen. Justus zupfte an seiner Lippe. War Matt Brady der Mann, der Peter aus Rache entführt hatte? »Kann sein«, brummte er, »möglich wär's.« Sein Blick fiel auf den Anrufbeantworter.

Fast mechanisch drückte er auf die Rücklauf- und dann die Abhörtaste. Der erste Anrufer war Bill, ein Klassenkamerad, der unbedingt in den Ferien zusammen mit ihm einen Computerkurs belegen wollte. »Hallo, Justus, hier ist deine Tante«, tönte dann eine wohlbekannte Stimme vom Band. »Schade, daß du nicht da bist. Mir geht es einigermaßen gut, obwohl diese dumme Schulter immer noch ziemlich weh tut. Entschuldige, daß ich dich störe, nachdem du erst vor ein paar Stunden bei mir warst. Aber meine Nachbarin, du weißt schon, Erna, sagt, sie hätte eine sehr wichtige Mitteilung für dich. Mir will sie es nicht verraten. Sie sagt, du könntest sie jederzeit anrufen, auch noch spätabends. Schlafen kann sie ohnehin kaum in diesem Krankenhaus.« Aus dem Hintergrund ertönte die Stimme von Mrs. Fiedler, die etwas dazwischenrief. Wahrscheinlich wieder irgendwelche Schmeicheleien über Ärzte, kombinierte Justus.

Was konnte er tun? Lieber wollte er mit Mrs. Fiedler über die neuesten Erkenntnisse aus ihrer geheimnisvollen Kugel plaudern, als die Hände in den Schoß zu legen. Außerdem hatte er diesen entsetzten Gesichtsausdruck von Mrs. Fiedler nicht vergessen, als er bei seinem ersten Besuch das Krankenzimmer verlassen hatte. Justus hatte schon ein paar Mal über den Grund für diese auffällige Reaktion gegrübelt, aber keine plausible Erklärung gefunden.

Er zog das Telefon heran, legte die Füße auf den kleinen Arbeitstisch und wählte die Nummer des Krankenhauses.

»Ich bin's, Justus Jonas«, sagte er ein wenig förmlich, als der Mann in der Zentrale ihn mit der Patientin auf Zimmer 304 verbunden hatte. »Sie wollten mit mir sprechen?«

»Das wollte ich.« Ihre Stimme bebte. »Dringend. Und – es ist äußerst wichtig.«

»Schießen Sie los«, wollte Justus gerade sagen, aber er bemerkte noch rechtzeitig, daß das zu flapsig geklungen hätte. »Es geht um Peter, nehme ich an. Weiß Ihre Kugel jetzt, wo er ist?« Auch das hörte sich ein bißchen frech an, fand er, war jedoch nicht mehr zu ändern.

Durch den Draht drang ein langes Räuspern und Schniefen. Die ist aber reichlich nervös, dachte Justus, da tönte es plötzlich aus dem Hörer: »Vergiß doch die blöde Kugel!«

Vor Überraschung hätte der Erste Detektiv beinahe den Telefonhörer fallen gelassen. »Was soll ich?«

»Diese blöde Kugel vergessen.« Wieder ertönte eine Salve von Geräuschen, aus denen Justus schloß, daß Mrs. Erna Fiedler große Mühe hatte, einigermaßen die Fassung zu bewahren. Er stellte sich vor, wie sie kerzengerade in ihrem Bett saß, das Gipsbein steil nach oben gereckt. Tante Mathilda lauschte bestimmt nicht weniger verblüfft als er selbst.

»Ich mache mir große Sorgen«, fuhr Mrs. Fiedler fort. »Nach allem, was ich von dir und deiner Tante gehört habe, muß ich annehmen, daß –« Sie verstummte. Justus hörte sie heftig atmen. Das Blut schoß ihm in den Kopf, und er stand auf. Was wußte diese Frau? Warum fiel es ihr so schwer zu sprechen?

»Was müssen Sie annehmen, Mrs. Fiedler?«

»Ich muß annehmen ... Ich meine, ich fürchte –« Erna Fiedler betonte jedes einzelne Wort, »– daß dein Freund Peter von meinem Schwager entführt worden ist.«

Justus schluckte. Vorsichtshalber zwickte er in sein linkes Ohrfläppchen, um zu spüren, ob das nicht alles Ausgeburt seiner

Phantasie war. »Ihr Schwager?« fragte er. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Weil – weil das alles so zusammenpaßt«, stammelte Mrs. Fiedler.

Justus straffte sich. Er kniff die Augen zusammen. »Heißt Ihr Schwager zufällig Matt Brady?« In der Leitung rauschte es nur noch leise. »Sind Sie noch da?« rief Justus in die Muschel.

»Ja«, kam es schließlich zögernd.

»Heißt Ihr Schwager Matt Brady?«

Die Antwort bestand aus einer Gegenfrage, die aufschlußreich genug war und Justus für einen Augenblick Sterne sehen ließ.

»Woher weißt du das?«

»Das tut jetzt nichts zur Sache«, entgegnete er hastig. »Ich muß mich um Bob und Kelly kümmern. Sie sind bei ihm! In seiner Wohnung in Los Angeles.«

»Euer Freund und Peters Freundin, nicht wahr?« ächzte Mrs. Fiedler. »O Gott!«

»Glauben Sie, daß Ihr Schwager ihnen etwas antut, wenn er sie in seiner Gewalt hat?« Es pochte in Justus' Schläfen. Vielleicht habe ich diese ganze Geschichte doch unterschätzt, dachte er plötzlich, vielleicht müssen Kelly und Bob für meinen Leichtsinns büßen.

»Ich hoffe nicht. Aber – aber er ist unberechenbar.«

Justus zwang sich zur Ruhe. Es mußte sofort etwas unternommen werden, er durfte keinesfalls bis Mitternacht warten. Aber zuerst mußten noch einige Dinge mit Mrs. Fiedler geklärt werden. »Warum glauben Sie, daß Peter in dieser Hütte ist?«

»Sie ist doch ideal für so etwas.«

»Und wo genau steht sie?«

»Das ist es ja«, jammerte Mrs. Fiedler. »Ich weiß es nicht. Ich habe mich nie darum gekümmert. Irgendwo in diesem riesigen, menschenleeren Waldgebiet im Nordosten. Matt hat davon erzählt, aber ich habe nie zugehört. Nur er kennt den Weg und weiß, wo sie steht.«

»Sie mögen ihn nicht, stimmt's?«

»Ich –« Sie zögerte wieder. »Ich kann ihn nicht ertragen. Er – er ist schrecklich. Aber er tut mir auch leid.«

»Diesen Hokuspokus mit der Kugel haben Sie bloß aufgeführt, um uns indirekt auf Peters Spur zu bringen, nicht wahr? Und zugleich wollten Sie Ihren Schwager nicht verraten«, stellte Justus fest.

Erna Fiedler antwortete nicht. Justus legte ihr Schweigen als Zustimmung aus. »Sie glauben, daß Ihr Schwager der Entführer von Peter ist, weil er Andeutungen gemacht hat, daß er sich für die Monate im Knast rächen würde. Richtig?«

»So ist es.« Sie klang zerknirscht.

Bei dem Gedanken an die Gefahr, in der Bob und Kelly offenbar schwebten, lief es ihm nun doch heiß und kalt den Rücken hinunter. »Wahrscheinlich hat Ihr Schwager einen Helfer gehabt, als er Peter kidnappte. Haben Sie eine Ahnung, wer das sein könnte?«

»Natürlich«, erwiderte Mrs. Fiedler. »Dafür kommt nur sein Sohn in Frage. Der Dummkopf würde aus dem Fenster springen, wenn sein Vater ihm das befiehlt.«

Justus hatte genug gehört. Er bedankte sich bei Mrs. Fiedler und rief umgehend Cotta an. Glücklicherweise saß der Inspektor auch zu dieser späten Stunde an seinem Schreibtisch im Polizeipräsidium. »Es wird ernst«, sagte der Erste Detektiv. »Peters Entführer heißt Matt Brady und wohnt in der Pacific Road in Los Angeles. Kelly und Bob sind bei ihm.«

Der Inspektor reagierte sofort. »Wo bist du jetzt?«

»In unserem Hauptquartier.«

»Gut. In fünf Minuten bin ich bei dir. Wir fahren hin.«

Cotta greift ein

Bis der Polizeiinspektor eintraf, dauerte es kaum mehr als vier Minuten, wie Justus registrierte. Er hatte Onkel Titus Bescheid gesagt und war eben an der Einfahrt zum Schrottplatz angekommen, als die graue Limousine mit gellender Polizeisirene auf dem Dach herangebraust kam. Der hintere Wagenschlag öffnete sich, und Justus stieg ein. »Das ist Justus Jonas«, stellte Cotta den Ersten Detektiv vor. »Und unser Mann am Steuer ist Sergeant Phil Meyer.« Der Sergeant, wie Cotta in Zivil, drehte sich halb zu Justus um, tippte lässig an die Stirn und legte den Gang ein. Aufheulend schoß das Polizeiauto davon.

»Ich habe über Funk die Kollegen in Los Angeles informiert«, berichtete der Inspektor. »Sie haben eine Streife in die Pacific Road geschickt, die dort auf uns wartet.« Er sah auf die Uhr.

»Sie unternehmen nichts, bis wir da sind. Wir haben eine knappe halbe Stunde. Ich höre.«

Justus erstattete Bericht. Als er zugeben mußte, daß er bei seiner Aufstellung Matt Brady und seinen Gefängnisaufenthalt übersehen hatte, legte ihm der Inspektor tröstend eine Hand auf den Arm und meinte, so etwas könnte dem besten Polizisten nach dreißig Jahren Berufserfahrung noch passieren.

Kurz bevor sie in die Pacific Road einbogen, nahm der Sergeant die Sirene vom Dach. Langsam glitt der Wagen durch die dunkle, menschenleere Straße, vorbei an einem Polizeiwagen, mit dessen beiden Insassen Cotta sogleich per Funk Kontakt aufnahm. Sie rollten an Bradys Haus vorüber.

Justus warf einen Blick auf die Fassade. »Alles dunkel«, stellte er fest.

»Sieht so aus, als wäre der Vogel ausgeflogen«, ergänzte der Sergeant.

»Wir überprüfen das«, sagte Cotta. »Du weißt, Justus, daß ich dich nicht mitnehmen darf. Am besten, du bleibst einfach hier im Wagen.«

»Okay.«

Cotta und der Sergeant stiegen aus, gingen zurück zu Bradys Haus und trafen vor der Eingangstür auf ihre beiden Kollegen. Alle vier zogen ihre Waffen. Cotta überstieg das Tor und verschwand, ihm folgte Meyer. Es vergingen quälend lange Minuten, in denen nichts geschah. Endlich flammten nach und nach im ganzen Haus Lichter auf. Bald darauf kam der Sergeant zurück und klingelte bei den Nachbarn. Justus sah, wie die Tür aufging, ein dicker Mann erschien und Meyer seinen Ausweis vorzeigte.

Neben Justus ließ sich Cotta in den Sitz fallen. »Er ist tatsächlich weg. Niemand ist da, auch nicht im Keller. Die Schränke im Elternschlafzimmer sind vollkommen ausgeräumt. Ein Zimmer ist bewohnt, dort hängen noch Kleider.

Nirgends herrscht Unordnung. Sieht alles nach einer ganz normalen Abreise aus. Genauer gesagt: nach einer lange vorbereiteten Flucht.«

Justus nickte beklommen. »Und auf der begleiten ihn Bob und Kelly jetzt wahrscheinlich. Unfreiwillig.«

»Nehmen wir an«, begann der Inspektor, »Brady wollte ohnehin das Land verlassen. Irgendwann, wenn er meinte, er hätte Peter lange genug schmoren lassen. Als Bob und Kelly heute abend bei ihm auftauchten, hat das seine Pläne umgeworfen und ihn gezwungen zu handeln.«

»Natürlich mußten sie mitkommen«, überlegte Justus weiter. »Sonst hätten sie die Polizei alarmiert.«

»So könnte es gewesen sein«, fuhr Cotta fort. Er wollte etwas hinzufügen, als der Sergeant zurückkehrte und sich hinter das Steuer klemmte. Er drehte sich zu Cotta und Justus um.

»Brady lebt hier mit seinem Sohn John. Er hält sich aus allem heraus und gilt als Sonderling. Früher war er ein erfolgreicher Geschäftsmann. Die Nachbarn sagen, er hat sich sehr verändert, seit er im Knast war. Seine Frau ist vor zwei Jahren ausgezogen. John gilt allgemein als Schwächling. Brady selbst ist häufig nicht da. Was er genau tut und wovon er lebt, wissen die Leute nicht.

Er fährt einen sechssitzigen Kombi, einen ziemlich alten dunkelroten Chrysler.« Er hielt inne. »Übrigens ist er erst vor einer guten Viertelstunde weggefahren.«

Justus biß sich auf die Lippen, und Cotta fluchte leise.

Sergeant Meyer erkundigte sich bei der Zentrale nach dem Kennzeichen des Wagens.

»Fahndung«, sagte Cotta knapp. Dann wandte er sich an Justus. »Übrigens, was hat diese Mrs. Fiedler genau geantwortet, als du sie nach dem mutmaßlichen Helfershelfer gefragt hast?«

»Sie hat gemeint: Dafür kommt nur sein Sohn in Frage. Der Dummkopf würde aus dem Fenster springen, wenn ihm sein Vater das befiehlt.«

»Hmm.« Cotta legte den Zeigefinger an die Nasenspitze. »In diesem Haus stehen zwei Familienfotos. Offenbar aus besseren Tagen der Familie. Die Personen darauf sind wahrscheinlich Mr. Brady, seine Frau – und zwei Söhne.«

»Zwei?« Justus war überrascht. »Das bedeutet, daß Mrs. Fiedler nicht unbedingt diesen John gemeint haben muß, als sie von dem Dummkopf sprach.« Justus sah auf die Uhr. Es war mittlerweile nach 22 Uhr, aber er erinnerte sich daran, daß Mrs. Fiedler erklärt hatte, er könne sie auch noch spätabends anrufen. »Darf ich mal telefonieren?« fragte er Cotta. Der nickte, und bald darauf hatte Justus Erna Fiedler am Apparat. »Tut mir leid, daß ich Sie noch so spät störe«, begann der Erste Detektiv. »Aber wir müssen unbedingt wissen, wen Sie mit dem Sohn von Matt Brady gemeint haben, der ihm bei Peters Entführung geholfen haben könnte.«

»Wen ich damit gemeint habe? Nun, natürlich den älteren. Jeremias«, kam es mit fester Stimme aus dem Hörer. Mrs. Fiedler schien die Beichte gut bekommen zu sein.

»Also nicht John?«

»John? Niemals. Von dem hält sein Vater nichts. Und umgekehrt. Aus John wird niemand schlau.«

»Aber er lebt bei seinem Vater.«

»Nur weil er den Absprung noch nicht gefunden hat. Er war zwar schon einmal weg, ist aber zurückgekommen. Wenn einer mitgemacht hat, dann Jeremias. Er hat einen so schönen Namen und ein Spatzenhirn.«

»Und wo lebt er?«

»In Pasadena. Etwas außerhalb. Ich gebe dir seine Adresse.«

Es ist vorbei

Auf der kurzen Fahrt von Los Angeles nach Pasadena hatte Bob das Gefühl, es würde etwas Unvorhergesehenes passieren. Die Spannung im Wagen knisterte, obwohl niemand ein Wort sprach. Zweimal versuchte er, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber jedesmal forderte Brady ihn barsch auf, den Mund zu halten. John am Steuer schwieg beharrlich. Er blickte starr geradeaus und schien sich ganz auf den spätabendlichen Verkehr zu konzentrieren.

Ab und zu, wenn Brady seine beiden Gefangenen einmal aus den Augen ließ, wurde Bob von Kelly angestupst, die ihm dann aufmunternd zuzwinkerte. Bob saß Schulter an Schulter mit ihr und hatte den Eindruck, daß sie sich heimlich mühte, ihre Fesseln loszuwerden. Einmal hatte Brady sie sehr mißtrauisch angesehen. Hoffentlich überprüft er die Stricke nicht, wenn wir aussteigen, dachte Bob. Brady machte einen nervösen Eindruck. Er rutschte viel hin und her, blickte dauernd in den Rückspiegel, als befürchtete er, verfolgt zu werden, und sah öfters auf seine Armbanduhr.

Sie verließen die Innenstadt von Pasadena. Offenbar wußte John genau, wohin er fahren sollte, denn ein genaueres Ziel als den Namen der Stadt hatte Mr. Brady nie angegeben. In den östlichen Außenbezirken fiel Bob auf, daß Johns Fahrstil immer zögerlicher wurde. Außerdem hustete er öfter und warf seinen Haarschopf nach hinten. Als sie den letzten Vorort hinter sich gelassen hatten, blieb John an einer Ampel stehen, die auf grün gesprungen war, und wurde von seinem Vater grob ermahnt, nicht einzuschlafen. Wenig später bogen sie in eine lange schmale Straße ein, die nur noch in größeren Abständen von einigen Häusern gesäumt wurde. Einige Autos standen am Straßenrand. Wir sind am Ziel, dachte Bob und stieß Kelly an.

John fuhr rechts heran und hielt. Bob konnte sehen, wie er den Zündschlüssel herauszog und ihn blitzschnell in seine linke Hosentasche steckte. Dann fiel Bobs Blick auf das Haus, vor dem

sie standen. Die Bewohner waren offenbar noch wach, denn aus mehreren Fenstern im Erdgeschoß drang helles Licht nach draußen.

»Es ist vorbei, Dad«, sagte John, ohne sich nach seinem Vater umzudrehen. »Ich fahre nicht weiter.«

Für einige Atemzüge herrschte im Wagen vollkommenes Schweigen. Bob war verblüfft. Einerseits über John, der mit einem Mal so bestimmt sprach, andererseits über seinen Vater, der zunächst überhaupt nicht reagierte. In Sekundenschnelle begriff Bob, daß Brady damit nicht gerechnet hatte.

»Ich fahre nicht weiter«, wiederholte John. »Du kannst machen, was du willst, ich bleibe hier stehen. Ich habe keine Lust, Jerry zu sehen. Ich habe auch keine Lust, mich in eure dunklen Machenschaften hineinziehen zu lassen. Ihr verbergt sie ohnehin ständig vor mir, also laßt mich auch jetzt in Frieden damit. Und wenn ihr wirklich etwas mit dem Verschwinden von diesem Peter Shaw zu tun habt, dann bringt das gefälligst allein in Ordnung. Ich habe damit nichts zu tun, und ich habe nicht die Absicht, daran etwas zu ändern.« Er hielt inne, aber nur um tief Luft zu holen. Hinter ihm saß sein Vater, völlig regungslos. Auch Bob und Kelly rührten sich nicht.

»Und was die beiden da hinten angeht«, fuhr John fort, »so werde ich nicht zulassen, daß sie von dir und meinem Bruder irgendwo eingesperrt werden. Ich nehme an, ihr wollt verschwinden. Also tut es gleich. Die restlichen zweihundert Meter zu Jerrys Haus kannst du zu Fuß gehen.« Wieder trat Stille ein. »Du fährst jetzt weiter«, sagte Mr. Brady. Seine Stimme klang sehr rauh.

»Das werde ich nicht tun«, entgegnete John. Er drehte sich zu seinem Vater um und sah ihm ins Gesicht. »Ich habe keine Angst mehr vor dir. Damit ist es jetzt aus, Dad.« Er zeigte auf die erleuchteten Fenster. »Ich habe nicht umsonst an dieser Stelle gehalten. Da sind noch Leute wach. Die würden in ein paar Sekunden hier draußen sein.«

»Du stellst dich also gegen mich. Gegen deinen eigenen Vater«, sagte Mr. Brady und wies mit dem Daumen auf Bob und Kelly. »Der von diesen Klugscheißern unschuldig ins Gefängnis gebracht worden ist und alles verloren hat.«

John fing an zu schreien. In zwei Minuten brüllte er alles heraus, was sich in ihm angesammelt hatte. Danach wußten Bob und Kelly, daß Mr. Brady an der Erpressung von Mr. Spencer keineswegs unschuldig war. »Ich weiß, daß in Wirklichkeit dein Partner Charly Ross die ganze Geschichte inszeniert hat«, rief John zum Schluß. »Aber du hast geschwiegen. Mehr noch, du hast sogar darauf gehofft, daß du einen Teil von den 300 000 Dollar abbekommen würdest.«

»Woher weißt du das?« Brady wirkte vollkommen verblüfft.

»Von Charly«, entgegnete John. »Stell dir vor, ich habe nachgeforscht, was dran war an deinen ewigen Predigten über deine Unschuld und wie sehr man dir Unrecht getan hat. Bevor er sich ins Ausland absetzte, hat mir Charly Ross persönlich erzählt, welche Abmachungen es zwischen euch gab.« Zum ersten Mal ließ John das Lenkrad los, das er bis dahin krampfhaft umklammert hatte. »Ich habe auch keine Angst vor deinem Gewehr, Dad. Ich bin keins dieser Tiere, die du so gern abknallst.«

Mr. Brady sank in sich zusammen. Die Waffe lag immer noch auf seinen Knien. Mit einem Ruck brachte Kelly ihre Hände zum Vorschein. Sie griff nach vorn und nahm Brady das Gewehr weg. Er reagierte verspätet und gab auf, als er merkte, wie rasch und entschlossen Kelly es zu sich nach hinten zog.

Bob beugte sich nach vorn, damit Kelly besser an seine Fesseln herankonnte.

»Ich habe immer gewußt, daß du nichts taugst«, sagte Brady. Er klang matt und müde. »Dein Bruder Jeremias würde so etwas nie tun. Der versteht mich.«

»Daß er dir immer recht gibt und alles tut, was du von ihm verlangst, heißt noch lange nicht, daß er dich besser versteht als ich!« rief John. Seine Verzweiflung war unüberhörbar.

Wortlos stieg Mr. Brady aus. Er beugte sich noch einmal ins Wageninnere. »Dein Bruder und ich, wir brauchen nur noch ein paar Stunden«, sagte er zu John. »Dann wirst du nie mehr etwas von uns hören. Wir gehen weit weg. Es ist alles geplant.«

»Ich werde nichts unternehmen«, erwiderte John.

Brady wandte sich zu Bob und Kelly. »Seit gestern abend ist euer Freund wieder frei. Er – er hat ...« Statt den Satz zu vollenden, machte Brady nur noch eine wegwerfende Handbewegung und schlug die Tür zu. Er ging um den Wagen herum und holte ächzend die beiden Koffer heraus. Dann schlurfte er mit kleinen Schritten auf dem Gehsteig davon.

Bob und Kelly saßen da wie versteinert. Sie spürten, wie John um Fassung rang. Schließlich war Mr. Brady nur noch ein kleiner Punkt geworden, der im Schein einer Straßenlaterne stehenblieb. In diesem Augenblick verwandelte sich die fast leblose nächtliche Szene in ein Höllenspektakel. Scheinwerfer flammten auf, Motoren heulten, aus allen Richtungen sprangen andere kleine Punkte auf den Mann unter der Laterne zu. Fast gleichzeitig wurden die Türen des Chryslers aufgerissen. Ein Revolver richtete sich auf Johns Kopf.

»Alles raus«, brüllte jemand, »schnell, schnell!« Kräftige Arme packten Bob und Kelly und zerrten sie, ehe sie wußten, was los war, ins Freie. Das nächste, was sie sahen, war Justus, der von der anderen Straßenseite auf sie zugerannt kam.

Bob fiel zuerst Kelly und dann dem Ersten Detektiv um den Hals. »Peter ist auch wieder frei«, stammelte er, »schon seit gestern.« Dann wandte er sich an den Polizisten, der hinter John stand. Der lehnte inzwischen mit gespreizten Armen und Beinen an dem Chrysler und wurde von zwei anderen Polizisten auf Waffen durchsucht. »Seid anständig zu ihm«, sagte Bob. »Er hat nichts verbrochen.«

Kurz darauf hatten sich alle Polizisten sowie Justus, Bob und Kelly am Haus von Jeremias Brady versammelt. Mr. Brady und sein Sohn John waren bereits in einen Polizeiwagen verfrachtet

worden, und Jerry wurde gerade aus dem Haus geführt. Hinter ihm ging Cotta. Als er Bob und Kelly sah, kam er auf sie zu und schüttelte ihnen herzlich die Hand. »Glückwunsch«, sagte er gewohnt knapp.

»Peter ist wieder frei!« riefen Justus, Bob und Kelly wie aus einem Munde.

»Das ist eine verdammt gute Nachricht«, erwiderte Cotta und ließ sich von Bob in kurzen Worten informieren.

»Vielleicht ist er mittlerweile schon wieder zu Hause«, fügte Justus hinzu, aber die strahlende Kelly meinte, Peter hätte ja wahrscheinlich erst einmal einen sehr langen Weg zurückzulegen gehabt.

Cotta zog etwas aus der Hosentasche und hielt es ihnen hin.

Im Licht der Scheinwerfer glänzte es gelb. »Seine Zigarettenpackung«, sagte der Inspektor. »Jeremias Brady raucht ›Clint‹.«

Ein Geschenk für Justus

Der glückliche Ausgang der Geschichte wurde am nächsten Tag bei den Shaws gefeiert. Peter, der zwei Kilo verloren hatte bei der sehr mäßigen Ernährung in der Holzhütte und erst recht beim anschließenden Gewaltmarsch durch die Wälder hinunter zur Küstenstraße, empfing Justus, Bob und Kelly glücklich lachend an der Haustür. Auf der Straße stand sein MG, den die Polizei in der Garage von Jeremias Brady entdeckt hatte. Im Wohnzimmer warteten seine Eltern mit allerlei Süßigkeiten und zahllosen Lobreden auf die Gäste. Schließlich hatten Kelly und Bob geholfen, den Entführer ihres Sohnes dingfest zu machen. Am meisten waren sie natürlich stolz auf Peter selbst, der sich aus eigener Kraft aus den Klauen des Kidnappers befreit hatte, wie sich die aufgeregte Mrs. Shaw ausdrückte. Neben der Kaffeetafel stapelten sich einige Zeitungen. Wie in Peters Tagtraum brachten alle auf der Titelseite die Story seiner Entführung, mit Bildern des Verschwundenen. Peter mußte sich reichlich Frotzeleien darüber anhören, daß die Fotos dem Aussehen des Originals mächtig schmeichelten.

Es dauerte lange, bis sie sich alles erzählt hatten, was in den letzten Tagen geschehen war. Als Bob und Kelly schließlich berichteten, was sie zwischen Vater und Sohn Brady erlebt hatten, wich die Ausgelassenheit einer ziemlich nachdenklichen Stimmung.

»Was wird aus diesem John?« wollte Mr. Shaw wissen.

»Ich glaube nicht, daß er bestraft wird«, erwiderte Justus.

»Auch wenn er anfangs mitgemacht hat – am Ende hat er ja Kelly und Bob beschützt.«

Bob pflichtete ihm bei. »Ich könnte mir denken, daß er schon wieder auf freiem Fuß ist. Wenn er erst einmal die ganze Geschichte erzählt hat, läßt man ihn bestimmt wieder laufen.«

Mrs. Shaw meinte, so ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn müsse fürchterlich sein. Und dann fügte sie hinzu, sie überlege,

ob sie nicht am nächsten Tag Mrs. Fiedler einen Besuch im Krankenhaus abstatten sollte. »Sie hat schließlich auch eine Menge dazu beigetragen, daß die ganze Geschichte glimpflich abgelaufen ist«, sagte sie.

»Und außerdem möchtest du doch schon lange jemanden kennenlernen, der behauptet, er könnte in einer Glaskugel lesen«, verriet Mr. Shaw augenzwinkernd.

Peter klatschte in die Hände. »Ich habe übrigens etwas aus dem Wald mitgebracht!« rief er. »Etwas ganz Besonderes. Über das ihr euch alle sehr freuen werdet.«

»Einen Rehbraten«, riet Bob, und alle lachten.

»Ziemlich falsch«, konterte Peter. »Aber immerhin: Tier ist richtig. Nur lebt es noch. Und wie!« Er verschwand und kehrte nach einer halben Minute wieder zurück. An seiner Seite schritt majestätisch, mit hechelnder Zunge und hochgereckter Rute – Shadow.

»Darf ich vorstellen?« sagte Peter. »Er war mein Begleiter da oben.«

»Donnerwetter«, staunte Justus und zapfte gleich sein sagenhaftes Gedächtnis an, in dem natürlich auch alles Wichtige über die in Amerika vorkommenden Hunderassen gespeichert war. »Irischer Wolfshund. Schmäler Schädel, sehr hochbeinig, alle Farben denkbar, früher zum Jagen abgerichtet. – Ein tolles Tier.«

»Ich meine, du solltest ihn nehmen.« Peter strich Shadow wehmütig über die Schnauze. »Hier können wir ihn nicht halten. Draußen bei euch auf dem Schrottplatz, da wäre es doch ideal.«

»Ist er dir im Wald zugelaufen?« wollte Kelly verwundert wissen. Fast klang es ein wenig eifersüchtig.

»Ist er«, sagte Peter. »Vielleicht gehörte er sogar Brady. Nur kann der ihn in der nächsten Zeit ganz bestimmt nicht brauchen. Aber so genau will ich das gar nicht wissen.«